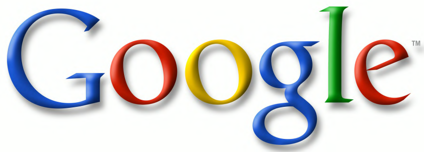
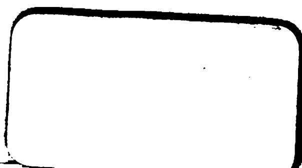

Google





Sammlung historischer Bildnisse.

Dritte Serie.

VIII

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1876.

Angelus Silesius

(Johannes Scheffler).

Bild eines Convertiten, Dichters und Streittheologen

aus dem 17. Jahrhundert

von

Wilhelm Lindemann.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1876.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Druck von H. Stratz in Säckingen.

Meinen

schlesischen Freunden

und

Fraktions-Genossen

in Treue

gewidmet.

Inhalt.

I.

Einleitung.

In einer Sammlung historischer Bildnisse darf Angelus Silesius oder, wie er in der bürgerlichen Welt hieß, Johannes Scheffler, nicht fehlen; denn er ist eine geschichtliche Persönlichkeit. Nicht zwar ein weltbewegender Mann, dessen Spuren sich in den Ereignissen seiner Zeit abgebildet hätten, der thätig in die äußere Geschichte seiner Tage eingegriffen hätte, kein Hochgestellter in Staat oder Kirche. Sein äußeres Leben läßt sich auf wenige Seiten niederschreiben. Die meisten Jahre seiner angestrengtesten und reichsten Thätigkeit brachte er in der Einsiedelei des Stiftes St. Matthias zu Breslau zu, die er nur sehr selten und immer nur für wenige Tage zu verlassen pflegte. Aber wenn er hier das stille Leben eines Gelehrten und Asceten führte, so trat er doch von hier aus, nicht persönlich, aber mit den reichen Erzeugnissen seines Geistes an die Oeffentlichkeit und überraschte immer und immer wieder seine Zeitgenossen, jetzt mit den Früchten seiner tiefen Spekulation, dann mit der bitteren Schärfe seiner zahlreichen theologischen Streitschriften, und dazwischen — gegen alle Erwartung — mit den süßen Bildern seines ungestörten Seelenfriedens. So waren die Blicke der Zeitgenossen, besonders im östlichen Deutschland, nach der verschwiegenen Zelle des Denkers und Dichters in St. Matthias hin gerichtet; und es war

reiches, gesegnetes Leben, das dort im Jahre 1677 — also vor nunmehr fast zwei Jahrhunderten — seinen Abschluß fand. Das Bild dieses Mannes soll auf den folgenden Seiten gezeichnet werden.

Es ist das Bild eines Convertiten. Wenn in manchen Kreisen hohe Begeisterung für Convertiten herrscht, so mag man sich anderen Ortes wenig für sie erwärmen. Daß sie in dem verlassenen Lager als Abtrünnige und Fahnenflüchtige betrachtet, daß ihnen deßhalb Verachtung und Schimpf von manchem Fanatiker nachgesandt werden, das ist begreiflich, das war vor zweihundert Jahren Mode, das geschieht heut zu Tage und wird kaum jemals anders werden. Aber auch in dem anderen Lager werden sie vielfach vorsichtig und nicht ohne Mißtrauen aufgenommen. Freilich nicht ohne Grund. Nicht etwa, als ob unlautere Beweggründe des Uebertritts so leicht zu vermuthen wären. Wohl sind ja auch diese vorgekommen, in hohen wie in niederen Regionen; aber wenn sie schon früher in Deutschland nicht allzu häufig vorlagen, so ist durch die Entwicklung der Zeitumstände dafür gesorgt, daß durch den Rücktritt zur Kirche ein Zuwachs an Ehre, Einfluß, Beförderung oder irdischem Gut kaum irgendwo, wohl aber das Gegentheil zu erwerben sein möchte.

Man will bemerkt haben, daß Convertiten zuweilen noch ein Stückchen des Fadens, von dem sie sich losgemacht haben, nachschleppen, daß sie von protestantischen Anschauungen und Regungen sich nicht ganz befreien können. Es mag ja auch das vorkommen und die Vorsicht bei der Aufnahme rechtfertigen. Ein vollständiger Bruch in den Anschauungen vollzieht sich nicht so leicht und rasch. Wer hat nicht schon wahrgenommen, wie wohlgesinnte, aufrichtige und edle Protestanten, die der Kirche ganz nahe zu stehen schienen, deren Uebertritt wir erwarten und erflehen, dennoch bei angestellter Prüfung in einzelnen und oft wesentlichen Punkten der Kirchenlehre unendlich fern stehen?

Häufiger aber wird es geschehen, daß die Convertiten in Extremen leben, daß sie von der einen Seite zu den extremsten Anschauungen der anderen Seite hinüber geworfen werden, daß sie die irdischen Bedingungen, unter denen auch die Kirche leben und wirken muß, zu wenig zu erfassen verstehen, in ihren Idealen zu hoch fliegen, ihre Erwartungen und Forderungen zu hoch spannen.

Wir haben aber — und dafür sei Gott gedankt — von jeher auch Convertiten, zahlreiche Convertiten erworben, die ein wahrer Ruhm und ein großer Segen für unsere Kirche gewesen sind. Wenn nach dem Worte des Erlösers größere Freude herrscht über einen bekehrten Sünder als über neunundneunzig Gerechte, so bemerkt ein heiliger Schrifterklärer dazu, diese Freude gründe sich unter Anderem auch darauf, daß ein solcher Bekehrter meistens eine viel größere Dankbarkeit, Liebe und Thätigkeit entfalte als die Unverlorenen und Ungesuchten. Das läßt sich auch auf die Convertiten anwenden. Sie, die nach Erkenntniß und Seelenruhe geseufzt, die nach langem Ringen und redlichem Forschen die beseligende Wahrheit und Gnade erlangt haben, pflegen mit um so größerer Begeisterung und Liebe die Kirche zu umfassen. Und wenn die Irrwege und Abwege ihnen nicht erspart blieben, so vermögen sie nachher um so besser dieselben zu kennzeichnen und vor denselben zu warnen. Sie fühlen sich um so mehr zum Mitleid mit den Irrenden hingezogen, da auch sie so mannigfach versucht worden sind. Das Seelenglück aber, das ihnen zu Theil geworden, möchten sie nun auch ihren früheren Glaubensgenossen verschaffen und so den endlichen Sieg der Kirche mit erringen helfen.

Es ist schon von protestantischer Seite bemerkt worden, daß in früheren Tagen es vorzugsweise Convertiten waren, welche die Katholiken auf den Reichthum ihrer kirchlichen Kunst, auf die Schönheit ihres Gottesdienstes, auf die Verdienste vergangener katholischer Zeiten, auf ihre eigene reiche

Literatur hinweisen, kurzum die reichen Schätze der Kirche erst wieder entdecken mußten. Die Kinder des Hauses kannten eben ihren eigenen Reichthum nicht mehr. Aber die Convertiten brachten jenen Forschungstrieb, der sie so lange ruhelos umherwarf, der sie aber schließlich doch auf den Weg der Wahrheit führte, auch mit in die Kirche hinein. Nicht gering anzuschlagen ist es daneben, daß Manche auch die Kunst der Dichtung und des Styles, die zu Zeiten mehr noch als heute bei den Katholiken vernachlässigt wurde, bei ihrer Wanderung aus Babylon mit nach Jerusalem herüber nahmen.

Zu diesen edlen, begeisterten, thätigen Convertiten gehört Angelus Silesius.

Er war auch ein begabter Dichter. Allerdings nicht einer von den glänzenden Dichtersternen, die nur alle Jahrhunderte aufgehen und deren unser Deutschland in Schefflers Jahrhundert überhaupt keinen hervorgebracht hat. Er begehrte aber auch keineswegs jene hohe Stellung auf dichterischem Gebiete, die selbst geringer begabte Dichtungsgenossen in jenen anspruchsvollen Tagen für sich in Anspruch nahmen. Sein Lied erschallt nur zum Lobe Gottes und zur Erbauung seiner Zuhörer; seine dichterischen Sinnsprüche behandeln nur den erhabensten Stoff: Gott und die Seele. Aus seinen reiferen Jahren haben wir kein einziges weltliches Gedicht. Ein günstiges Geschick setzte ihn schon in seiner Jugend mitten in die neuen Bestrebungen hinein, die von Schlesien ihren Ausgang nahmen; sein richtiges Gefühl bewahrte ihn vor dem Ungesunden, das dieser Richtung anklebte. Durch seine mystische Richtung wurde er zu einem Dichter von ganz ausgeprägter Eigenthümlichkeit.

Wir werden drittens in Scheffler den Controvers-Schriftsteller, den Streittheologen oder Polemiker zu betrachten haben. Nachdem die Controvers-Predigten schon ...nge aufgehört haben, ist auch die Liebhaberei an Streit-

theologie eine geringere geworden. Aus guten Gründen. Der Hauptkampf unserer Zeit hat sich ja auf ein anderes Gebiet geworfen, Kämpfer und Waffen sind in unseren Tagen anderer Art. Selbst der jüngste bedeutende Streittheolog des Protestantismus, K. Hase, nimmt seinen Ausgangs- und Rückzugs-Punkt keineswegs in den symbolischen Büchern, sondern führt eine Schaar von protestantischen Gedanken in den Kampf gegen den Katholicismus.

So haben die zahlreichen Controversschriften Schefflers für uns allerdings vorzugsweise ein geschichtliches Interesse. Sie führen uns um gut zweihundert Jahre zurück, um zweihundert Jahre näher dem Ursprung und Anfang des Kampfes. Noch ist Alles frischer, ursprünglicher, freilich auch herber und unversöhnlicher. Mehr noch als heute handelt es sich um Sein oder Nichtsein. Größer als jetzt ist darum auch auf der einen Seite die Zuversicht, daß der Protestantismus auf dem Wege seiner raschen Verbreitung nicht gehemmt werden könne, auf der anderen Seite die Hoffnung auf eine Massenbekehrung der von der Kirche Abgefallenen. Beide Hoffnungen sind nicht erfüllt worden.

Jene große Sammlung von Streitschriften Schefflers, die unter dem Namen Ecclesiologia gedruckt wurde, galt fast ein Jahrhundert mit Recht als ein Arsenal von Waffen zu Angriffen auf den Protestantismus, zur Vertheidigung der katholischen Kirche. Für unsere Zeit ist sie allerdings veraltet, aber doch nicht werthlos. Und wenn eine Erneuerung auch unthunlich erscheinen muß, so wird doch eine Durchforschung derselben sich noch immer als lohnend erweisen. Mich wenigstens hat es nicht gereut, daß ich mich durch den Umfang von zwei starken Folianten nicht abschrecken ließ, die Kämpfer jener Tage und ihre eigenthümlichen Waffen etwas näher kennen zu lernen.

Ueber den Dichter wie über den Polemiker hatte das vorige Jahrhundert den Schleier der Vergessenheit ausge-

breitet. Die neue Geschmacksrichtung vertrug sich nicht mit dem mystischen Tiefsinn des Dichters, nicht mit der religiösen Entschiedenheit und Schärfe des Denkers. Friedrich Schlegel, selbst ein edler und geistreicher Convertit, auch sonst ein Geistesverwandter Schefflers, hat zuerst wieder sein Andenken erneut. Bald folgten nun neue Ausgaben von Schefflers Werken, zuerst der cherubinische Wandersmann in Auszügen (von Irenäus Heid, München 1815, von Varnhagen von Ense, Berlin 1820, und dann in der Auswahl und mit den kurzen Bemerkungen Rahels unter dem Titel: Angelus Silesius und Saint Martin, Berlin 1831, 3. Aufl. 1849; außerdem unter dem Titel: Perlenschnüre, München 1831, 3. Aufl. 1847; mit der Aufschrift: Geistliches Vergißmeinnicht herausgegeben von Christoph von Schmied, Augsburg 1839; und endlich: Blüten des cherubinischen Wandersmannes herausg. v. J. W. Braun, Trier 1855), und in einer vollständigen Ausgabe, Sulzbach 1829.

Von Monographien über Angelus Silesius und als Quellen für die gegenwärtige Darstellung habe ich aufzuführen:

C. F. Gaupp, die römische Kirche beleuchtet in einem ihrer Proselyten, Dresden 1840. Der Verfasser faßt Scheffleru als Streittheologen in's Auge, sucht von seinem protestantischen Standpunkte aus den Lehrsätzen und Beweisführungen desselben die Spitze abzubrechen, hat natürlich auch an der Kampfesweise desselben viel zu tadeln, erkennt jedoch an, daß der vielgeschmähte Convertit wenigstens aus innerer Ueberzeugung geredet habe.

Patricius Wittmann, A. Silesius als Convertite, als mystischer Dichter und als Polemiker; mit Andeutungen über wahre Poesie, ächte Mystik und rechte Polemik, Augsburg 1842. Es war die Absicht des geistreichen und für seine Kirche hochbegeisterten Verfassers, eine „Gallerie berühmter Convertiten" zu eröffnen, ein Plan,

den erst in unsern Tagen der Bischof Räß in Straßburg für die früheren Jahrhunderte, Rosenthal für das 19. Jahrhundert ausgeführt haben. Für diesen Zweck ist die vorliegende Charakteristik geschrieben, die zwar für das äußere Leben Schefflers nur wenige Notizen beibringt, dafür aber sich sehr eingehend mit den zwei dichterischen Hauptwerken Schefflers und mit seiner Stellung als Polemiker, die Wittmann natürlich vollständig billigt, beschäftigt.

W. Schrader, Angelus Silesius und seine Mystik, Halle 1843, faßt wiederum nur die eine Seite in dem Geistesleben Schefflers in's Auge und kommt zu dem vollständig falschen Schluß, daß Scheffler der Streittheologe und Angelus der Dichter zwei verschiedene Personen seien, für mich ein Beweis, daß er die Sammlung der Schefflerschen Streitschriften nicht einmal durchblättert haben kann.

Aug. Kahlert, Angelus Silesius, eine literar-historische Untersuchung, mit zwei urkundlichen Beilagen, Breslau 1853. Das Hauptwerk über den berühmten Convertiten, von protestantischer Hand, aber in mildem, versöhnlichem Geiste und mit anerkennenswerther Parteilosigkeit geschrieben. Die Nachforschungen des Verfassers in den Breslauer Bibliotheken und dem schlesischen Provinzial-Archiv führten ihm eine Reihe von Urkunden und Aufzeichnungen zu, die für das äußere Leben Schefflers von großer Wichtigkeit sind. Ebenso konnte er den seltenen und bis dahin unbekannten Druck der Leichenpredigt des Jesuitenpaters Schwartz benutzen, die unter dem Titel: ‚Engel-Art an dem Leben und Wandel des wohlehrwürdigen Herrn Joannis Angeli Scheffler' ꝛc. zu Breslau 1677 erschienen ist.

Hoffmann von Fallersleben hat im Weimarischen Jahrbuch (Bd. 1, S. 267—295) die Jugendgedichte Schefflers neu abdrucken lassen, dazu das äußere Leben desselben in kurzen Zügen dargestellt und mit manchen werthvollen literarischen Notizen begleitet.

Nach den vorerwähnten Werken, hauptsächlich nach Wittmann und Kahlert, ist das Leben Schefflers ausgeführt, welches Rosenthal seiner Ausgabe der sämmtlichen Werke Joh. Schefflers, die 1862 zu Regensburg erschienen ist, vorgesetzt hat. Diese neue Ausgabe des Dichters Angelus Silesius muß allerdings freudig begrüßt werden, befriedigt jedoch, besonders bei dem Cherubinischen Wandersmann, nicht alle jene Forderungen, die man billiger Weise an ein derartiges Unternehmen zu stellen berechtigt ist.

In Räß' oben erwähnten ‚Convertiten seit der Reformation' findet sich Schefflers Biographie nebst einem Abdruck der ‚gründlichen Ursachen und Motive, warum er von dem Lutherthum abgetreten und sich zur katholischen Religion bekannt hat,' in Bd. 7, S. 1—24.

Eine willkommene Ergänzung haben die Forschungen Kahlert's und Hoffmann's durch mehrere Artikel gefunden, die der Breslauer Vikariatsamts-Assessor Herr A. Knoblich theils in der Zeitschrift für Geschichte und Alterthum Schlesiens (Band 8), theils im schlesischen Kirchenblatt (Jahrg. 1868 und 1869) veröffentlicht hat. Diese Artikel sind mir durch die Freundlichkeit des Verfassers zur Verfügung gestellt und bei der vorliegenden Darstellung mit Dank benutzt worden.

II.

Die Jugend. Umgebung. Anregungen.

Johannes Scheffler wurde im Jahre 1624 zu Breslau geboren. Ueber den Tag seiner Geburt lassen uns die Notizen des Pater Schwartz im Ungewissen. Doch melden dieselben Notizen, daß sein Vater Stenzel (Stanislaus) Scheffler geheißen habe und Herr zu Borwicze im Königreich Polen gewesen sei. Was diesen polnischen Herrn zur Auswanderung bewogen haben mag, ist unbekannt. Man hat an den Religionsdruck gedacht, von dem die Dissidenten (so wurden in Polen alle von dem katholischen Glauben Abweichende genannt) in Polen trotz des Religionsfriedens von Warschau (1573), wornach Katholiken und Dissidenten einen „ewigen Frieden" halten und gleiche bürgerliche Rechte haben sollten, nicht ganz mögen verschont geblieben sein. Daß Schefflern aber die Gunst seines katholischen Landesherrn nicht fehlte, beweist zur Genüge der Umstand, daß er „von König Sigismund III. mit einem Adelswappen und vier Thürmen auf dem Stammesschilde als ein Ritter der Krone Polen ist verehrt worden." Während die Dissidenten-Vereinigung, die im Königreich Polen sich Duldung und Gleichberechtigung erworben hatte, aus verschiedenen protestantischen Sekten — des lutherischen, mährischen und calvinischen Bekenntnisses — zusammengesetzt war, hielt der polnische Ritter sich in Breslau zu der evangelisch-lutherischen Gemeinschaft.

Er übergab seinen Sohn dem lutherischen Elisabethen-Gymnasium; und hier war es, wo das dichterische Talent des jungen Scheffler die erste Anregung und Förderung fand. Die Schule wurde nämlich seit dem Jahre 1631 durch den Rektor Elias Major geleitet, einen Mann von glänzender Gelehrsamkeit, der neben der lateinischen auch der deutschen Dichtkunst beflissen war. Außerdem wirkte hier seit 1634 als Professor Christoph Colerus, bekannt durch seine Lobrede auf Opitz, den Vater der ersten schlesischen Dichterschule.

Dieser Opitz war in demselben Jahre, da Johann Scheffler geboren wurde, mit seinem „Buch von der Teutschen Poeterey“ als Reformator der stark verwilderten deutschen Dichtkunst aufgetreten. Um Ordnung in dieser Verwilderung zu schaffen, stellte er zunächst, allerdings in sehr äußerlicher und oberflächlicher Weise, die verschiedenen Gattungen von Gedichten auf und wies jeder einzelnen den bestimmten Inhalt zu: der Tragödie Todtschläge, Verzweiflung, Kinder- und Vatermord, Brand, Blutschande, Krieg und Aufruhr, Klagen und Seufzen; der Komödie Hochzeiten, Gastgebote, Spiele, Betrug und Schalkheit der Knechte, Leichtfertigkeit der Jugend und Geiz des Alters; der Satyre Lehre von guten Sitten und ehrbarem Wandel, höfliche Reden und Scherzworte; der Ekloge oder dem Hirtenliede Säewerk, Ernten, Erdgewächse, Fischereien und anderes Feldwesen; und so Alles nach Bedarf. Für die Ausführung verlangte Opitz vor Allem die reine hochdeutsche Sprache und die Würde der dichterischen Rede, die erst noch von den Griechen und Römern, aber auch von den Italienern und Spaniern zu erlernen sei. Wichtiger sind die Grundsätze, durch welche er den Versbau zu regeln unternahm. Erst durch die regelmäßige Folge von langen und kurzen Sylben, das lernte er seinen klassischen Vorbildern ab, können richtige Verse entstehen. So weit aber hatte er auch

den Geist der deutschen Sprache erfaßt, daß er die langen und kurzen Sylben nicht „nach einer gewissen Größe, wie bei den Griechen und Lateinern, sondern nach dem Accente oder Tone" erkannt wissen wollte.

Dieses Buch von der teutschen Poeterei erschien in vielen Auflagen und brachte dem Verfasser neben dem wohl begreiflichen Widerspruch durch ganz Deutschland wohlverdienten Ruhm. Opitz that aber noch mehr. Er wollte auch wo möglich in jeder besonderen Art der Dichtung das Muster und Vorbild werden; darum trat er mit einer großen Reihe von Dichtungen vor das Publikum, und die große Masse seiner Schüler wurde nicht müde, die Vorzüge ihres Meisters in einer Weise zu verherrlichen, für die uns jetzt jedes Verständniß mangelt, die aber dazumal gäng und gebe war. So mußten die anfänglichen Gegner sich grollend zurückziehen, manche bekehrten sich auch zu den neuen Wegen, und der Ruhm der Schlesier, die bis dahin auf dem Gebiet der Dichtung nur spärlich vertreten waren, drang durch, so weit die deutsche Zunge klingt.

Elias Major, der Rektor, blieb allerdings noch mit einem Fuße in der vor-opitz'schen Zeit stehen. Er machte Alexandriner, die mehr gezählt als gemessen sind und das Ansehen haben, als wären sie vierzig Jahre früher verfertigt. Dagegen fand der junge Scheffler am Elisabethanum zwei dichterisch begabte Mitschüler, die fortan auf Opitzens Wegen wandelten und zweifelsohne von nicht geringem Einfluß auf unseren jungen Dichter gewesen sind. Der eine war der Sohn des Rektors, Elias Major der Jüngere (geb. zu Breslau 1625, gest. daselbst 1706). Er trat als junger Mann mit zwei kleinen Sammlungen von Gedichten, merkwürdiger Weise unter lateinischem Titel, hervor, deren einige nicht leicht von irgend welchen gleichzeitigen Dichtungen übertroffen werden möchten. Als Probe für die Entwicklung einer merkwürdigen Zeit stehe hier die Bearbeitung

eines alten lateinischen Textes des Dies irae, der älter sein soll, als der von der Kirche übernommene Text, und sich auf einer Marmorplatte zu Mantua befindet. [1]

Uebersatz derjenigen Reime, so zu Mantua in S. Franzes Kirche stehen.

Denk, lieber Mensch, weil es ist Zeit,
Was du wirst geben vor Bescheid,
Wann Christus wird vom Himmel kommen,
Wann Er die Rechnung hebet an,
Daß du viel Gutes nicht gethan,
Daß du viel Böses vorgenommen.

Dieß wird ein Tag voll Zornes sein,
Den wir erwarten nur allein,
Und Gott entgegen gehen können
Durch recht zerschlagnes Herz und Muth,
Durch Christi zugeeignets Blut,
Durch besser Leben und Beginnen.

Derselbe Tag wird diese Welt
Wie dieß Sibylla vorgestellt,
Und David, in die Aschen legen.
Was wird da vor ein Schrecken sein,
Wann dieser Richter bricht herein,
Der Alles gar genau wird wägen!

Die Länder werden überall
Vernehmen der Posaunen Schall,
Der alle vor den Thron will wissen.
Der Tod wird wie erstaunend stehn,
Wann man wird aus den Gräbern gehn
Und Red' und Antwort geben müssen.

Daselbst wird werden vorgebracht
Ein Buch von großer Kraft und Macht,
In welchem Alles steht geschrieben,
Wie jedermann gericht sein soll,
Nachdem er's übel oder wohl
Auf dieser Erden hat getrieben.

Wann nun der Richter sitzet dar,
Wird, was verborgen, offenbar,
Und Alles recht gerichtet werden.
Was werd' ich Armer sagen dann?
Was wird mich schützen vor ein Mann,
Weil Fromme zittern hier auf Erden

O dreimal großer Gott, der du
Das Heil aus Gnaden schickest zu,
O Brunn der Güte, hilf mir Armen!
Ach denke, daß ich Ursach bin,
Daß du zum Tode gingest hin!
O Jesu Christ, schon' aus Erbarmen!

Mich suchst du und ermüdest dich;
Du hast am Kreuz erlöset mich,
Laß solche Müh nicht sein vergebens!
Du rechter Richter, spring mir bei,
Mach mich von meinen Sünden frei,
Weil ich genieße dieses Lebens!

Ich seufz' aus herzbetrübtem Muth,
Aus Scham ist mein Gesicht wie Glut,
Ach, laß mich doch nicht sein verlassen!
Maria war genommen auf,
Der Schächer fand des Lebens Lauf;
Ich auch will gleiche Hoffnung fassen.

Zwar mein Gebet ist viel zu schlecht,
Doch gib mir durch dein Gnadenrecht,
Daß ich nicht fahren darf zur Hellen.
Ach, laß mich mit den Schafen gehn
Und ja nicht bei den Böcken stehn,
Ach, laß mich zu der Rechten stellen!

Wann die Verfluchten überweist
Sind in den Schwefelpfuhl gereist,
So laß mich Deinen Bürgen schreiben
Nächst andern, so Du hast erwählt,
Daß ich mit ihnen Dir vermählt
Mög' ewig, ewig, ewig bleiben.

Der zweite versthätige Mitschüler Schefflers hieß Andreas Schulz, gebürtig aus Bunzlau; er setzte seinen Namen nach der Sitte oder Unsitte der Zeit lateinisch in Scultetus um. Seine Gedichte hat Lessing im vorigen Jahrhundert der Sammlung und Herausgabe werth geachtet. Am Breslauer Gymnasium erscheint er in seiner dichtenden Thätigkeit mit unserem Scheffler verbunden. Es meldet nämlich ein in Breslau gedrucktes Programm des Christoph Köhler, daß im Jahre 1642 am 22. Mai derselbe eine ‚deutsch-poetische Maienlust mit der in der Schule zu St. Elisabeth blühenden Jugend anstellete, wobei Andreas Scultetus die „Waldlust", und unmittelbar nach ihm Joh. Scheffler die „Nachtigall" beschrieben hat.' Vielleicht liegt uns dieses Jugendgedicht in seinen Grundzügen noch vor in der hübschen Dichtung, die fünfzehn Jahre später als Nr. 143 der „geistlichen Seelenlust" erschien und mit den Versen beginnt: „Der Frühling kommt heran, der holde Blumenmann."

Dieses Jahr 1642, das letzte, das Scheffler am Elisabethanum verbrachte, legt Zeugniß für seine weitere junge Dichtungsfertigkeit ab. Am 14. Mai 1642, heißt es im Schulprogramm des Rektors Elias Major, wird Johannes Scheffler aus Breslau das Leiden Christi, nach dem Psalme zusammengestellt, in einem deutschen Gedichte vortragen. Doch nicht das allein. Bereits lagen Erzeugnisse seiner Muse gedruckt vor. Im Namen seiner Mitschüler überreichte er dem Professor Chrysostomus Schultz an dessen Namenstage, den 27. Jan. 1641, als Glückwunsch ein Sonett, das in Breslau gedruckt wurde. In demselben Jahre erschien ein Trostgedicht auf den Tod eines Juristen, Johann Blaufuß, aus dem ich hier um so eher einige Strophen hersetzen darf, als sie trotz der unverkennbaren jugendlichen Unbeholfenheit doch den wahren Dichter nicht undeutlich durchscheinen lassen.

Wie ein Schiffmann, wenn er schneidet
Mit den Rudern durch das Meer,
Große Furcht und Schrecken leidet,
Wird geschmissen hin und her,
Wenn der Wind das Meer durchblättert
Und auf alle Wellen klettert —

Bald hört er die Balken knacken,
Als sie wollten brechen ein;
Bald liegt ihm was auf dem Nacken,
Bald will Alles fallen ein;
Da kömmt Angst und Noth mit Haufen
Auf den Aermsten zugelaufen —

Doch wenn sich die Wellen legen,
Und die Sonne läßt ihr Gold
Wiedersehen nach dem Regen,
Und er, was er längst gewollt,
An den Hafen kann gelangen,
Ist Noth, Angst und Leid vergangen:

Also müssen auch viel leiden
Rechte Christen auf der Welt,
Alle Lust und Freuden meiden,
Und dem Trübsal fürgestellt
Hin und her geworfen werden
Auf dem Meere dieser Erden.

Aber wenn sie nur erreichen
Den gewünschten Freudenport,
Muß die Traurigkeit verbleichen
Und die Trübsal ziehen fort.
Ewig bleiben sie in Freude
Und in süßer Augenweide.

Zum Namenstage ihres Lehrers, des oben erwähnten Christoph Köhler, finden wir im J. 1642 abermals die dichtenden Genossen Scheffler und Scultetus vereint; die beiden Gedichte sind in Breslau zusammen gedruckt. Scheffler, der da „im Laufe ist zu suchen eine Bahn zu dem gol-

denen Vließ der Künste, aber noch auf dem Scheidewege des jungen Herkules steht", rühmt hier seinen Lehrer und dessen philologische Muster in der ausgiebigsten Weise.

Herr Köler ist der Mann, der aus der Weisheit Gründen
Mit himmelreinem Thau mein Herz und Sinn begeußt,
Es ist der Fluß, von dem mir Kunst und Tugend fleußt.
O auserles'ne Blum' und meiner Tugend Sonne,
Mein Augentrost und Licht und dieses Herzens Wonne,
Ihr gebt mir Lieblichkeit, die der Democritus
Aus seinem Brunnen schöpft; von Euch wird Heinsius,
Die Welt Salmasius', und alle weise Geister
Mir wohl bekannt gemacht. Daß ich vom Zeitenmeister,
Dem großen Scaliger und andern Sternen weiß,
Das kommet mir von Euch. . . . . .

Endlich hat sich noch aus demselben Jahre 1642 ein Lobgedicht unter dem Titel „Bonus consiliarius" auf einen Andreas Lang von Langenau, der den Herzogen von Brieg als Rath zur Seite stand, vorgefunden.[2]

Im folgenden Jahr begab Scheffler sich zum Studium der Arznei nach Straßburg; am 4. Mai 1643 wurde er dort immatriculirt. Wenn er sich in der Folge nach Leyden begab, wo er nach seiner eigenen Aeußerung zwei Jahre verbrachte, so wird ihm ohne Zweifel zunächst seine medizinische Ausbildung am Herzen gelegen haben. Doch dürfte auch die Blüthe der niederländischen Dichtkunst, als deren Häupter damals Vondel, Hooft und Vater Cats verehrt wurden, ihr bescheiden Antheil an dieser Wanderung tragen. Sind ja doch außer Opitz noch mehrere andere Mitglieder der schlesischen Dichterschule nach den Niederlanden gekommen und haben dort gelernt, selbst gedichtet und ihre Gedichte oder Romane drucken lassen. Von Holland aus begab Scheffler sich nach Padua, wo er am 25. Sept. 1647 an der Universität immatriculirt und am 9. Juli des folgenden Jahres in höchst feierlicher Weise

zum Doktor der Philosophie und der Medizin promovirt wurde. Diese italienische Universität wurde damals mit Vorliebe von Schlesiern besucht, die sich zu Aerzten ausbildeten und den Doktorgrad erwarben.

Mittlerweile hatte der ersehnte Religionsfriede von Münster dem dreißigjährigen Kriege ein Ende gemacht. Scheffler kehrte nach langer Abwesenheit in die Heimat zurück, wo sich seinen Kenntnissen und Fähigkeiten, die von der Fakultät zu Padua ein glänzendes Zeugniß erhalten hatten, alsbald ein Wirkungskreis eröffnete.[3]

Das schlesische Fürstenthum Oels war nach dem Aussterben der Münsterbergischen Linie durch die Verheirathung der letzten Prinzessin dieses Stammes mit dem Herzoge von Württemberg, Sylvius Nimrod, an diesen Fürsten gefallen. Er trat zu Anfang des Jahres 1649, nachdem er in Wien den Lehenseid geleistet hatte, die Regierung des Ländchens an, und zeigte sich als ernsten Beschützer der evangelisch-lutherischen Kirche in so hohem Maße, daß seine Gemahlin, die reformirten Glaubens war, nicht einmal einen Beichtvater in Oels haben durfte, sondern so oft sie das Abendmahl empfangen wollte, sich den calvinischen Prediger aus Brieg mußte holen lassen. Durch seinen Hofprediger Christoph Freitag, der zugleich an die Spitze der Geistlichkeit des Fürstenthums trat, wurde die Censur an den in der Oelsnischen Buchdruckerei erscheinenden Schriften in streng symbolgläubigem Sinne ausgeübt, und so auch nach dieser Seite hin dem Eindringen nichtlutherischer Richtungen ein Damm entgegengesetzt. Von der ernsten Lebensrichtung des Herzogs Sylvius gibt schon Folgendes ein deutliches Zeugniß: er stiftete nämlich während der Pest im Jahre 1652 den merkwürdigen Orden des Todtenkopfes ‚zum steten Andenken an die allgemeine Sterbensnothwendigkeit und Erweckung aller adlichen und ritterlichen Tugenden‘, ein Orden, dessen Statut im §. 9 alle Mitglieder verpflichtete,

‚sich jeglicher ungeziemenden Lust und Ueppigkeit im Panquettiren, Spiel, Tantz u. s. w. gäntzlich zu entäußern.‘[4]

An den Hof dieses Fürsten wurde Scheffler, nachdem er ‚um seiner beiwohnenden guten Qualitäten und in medicina erlangten Experientz dem Herzoge recommandirt worden,‘ unter dem 3. November 1649 als Leibarzt berufen. Dabei wurde ihm gemäß Bestallungs-Urkunde ‚verwilligt, daß er seine Praxin, beides in der fürstlichen Residenzstadt Oels, als sonsten in dem Fürstenthum fortstellen und befördern möge;‘ auch wurde ihm ausgesetzt an Geld 125 Thlr. und vom Stadtrathe noch 50 Thlr., außerdem freie Wohnung oder dafür 20 Thlr., 6 Scheffel Korn, 6 Scheffel Malz, 1 Scheffel Waizen, je ein Scheffel Gerste und Hirse, je zwei Mandel Karpfen und Hechte, ein halber Zuber gemeiner Fische und zwei Stöße Holz.[5]

In dieser, dem Anscheine nach nicht ungünstigen Stellung blieb Scheffler bis Ende 1652, also kaum drei Jahre. Den Grund dafür darf man mit Recht in religiösen Abweichungen zwischen dem Herzog und seinem Prediger einerseits und seinem Hofmedikus andererseits suchen. Gerüchtweise wird erzählt, obwohl es nicht nachzuweisen ist, der Obercensor Freitag habe den Schriften, die Scheffler herausgeben wollte, die Druckerlaubniß versagt. Gedruckt sind von Scheffler im Jahre 1652 zu Oels zwei Gedichte, das eine auf den Tod einer Jungfrau als Trostgedicht an den Vater, das zweite ein „Ehrengedächtniß“ auf den am 25. August 1652 verstorbenen Freund und religiösen Gesinnungsgenossen Abraham von Franckenberg.

Dieser Franckenberg war die wichtigste und einflußreichste Bekanntschaft, die Scheffler bei seinem holländischen Aufenthalte machte. Da er zu den religiösen Parteien in Schlesien eine besondere und eigenthümliche Stellung einnahm, die nicht ohne Einfluß auf Schefflers religiöse Entwicklung bleiben konnte, so dürfte hier der Ort sein, um

Einiges über das geistige, insbesondere über das religiöse Leben Schlesiens mitzutheilen.

In Schlesien, das bis zum Jahre 1526 unter böhmischer und ungarischer, seit diesem Jahre (nach dem Tode des Königs Ludwig von Ungarn in der Türkenschlacht bei Mohacs) unter österreichischer Landeshoheit stand, war die Reformation in der Form des lutherischen Bekenntnisses leicht und fast unvermerkt durchgedrungen. An einzelnen Stellen hatten hussitische Meinungen, die das böhmische Grenzgebirg ohne Mühe überschritten, den Boden vorbereitet. So hatte bereits am Ausgange des 14. Jahrhunderts Stephan von Breslau, ein Schüler Wicliffs, die Irrlehren seines Meisters gepredigt, — daß jeder rechtschaffene Laie predigen und die Sakramente spenden könne, dagegen sündhaften Oberen kein Gehorsam, den Heiligen keine Verehrung zu leisten sei, daß im Sakramente nicht der wahre Leib Christi, sondern nur eine Art heilender Kraft enthalten sei u. s. w. — er wurde im Jahre 1398 in Breslau verbrannt. Unbekannt ist dagegen das endliche Schicksal eines zweiten Wicliffiten Andreas von Dobschino, sonst Galka genannt, der 1449 von Krakau nach Oberglogau hinüber kam.

Die kirchliche Eintheilung spaltete das Land ebenso wie die politische; außer dem Bischof von Breslau übten über einzelne Strecken geistliche Gerichtsbarkeit aus die Bischöfe von Lebus, Posen, Krakau, Olmütz, Prag und Meißen. Die mächtigsten aber, die Bischöfe von Breslau, standen längere Zeit den reformatorischen Bewegungen keineswegs feindlich gegenüber. Johann Thurzo (1506—20), ein Freund und Gönner der Gelehrten, stand mit Erasmus von Rotterdam in regem Briefwechsel und wurde auch mit Luther und Melanchthon bekannt, ehe diese noch an eine Trennung von der Kirche dachten. So mögen auch die beiden mit Lobsprüchen gefüllten Trostbriefe dieser beiden Reformatoren, die sie im Jahre 1520 von Wittenberg

aus an den erkrankten Breslauer Bischof richteten, die aber erst nach seinem Tode in Breslau anlangten, auf die kirchliche Gesinnung Thurzo's keinen Makel werfen.

Klarer, aber schlimmer gestalteten sich die Verhältnisse unter Bischof Jakob von Salza (1520—39), dessen sanfter Charakter, wohlwollendes Herz und Gutmüthigkeit sich nicht für eine Zeit eigneten, die den vollen Ernst strenger Pflichterfüllung und ein kräftiges, energisches Einschreiten gebieterisch forderte.[6] Durch seine Nachgiebigkeit, ja unter seiner Mitwirkung, erhielt Joh. Heß, den man als den Reformator Schlesiens bezeichnet, die Stadtpfarre St. Magdalena; während seiner Verwaltung wandte sich der Breslauer Rath offen den lutherischen Grundsätzen zu; in die ersten Jahre seiner Regierung fällt jener empörende, schändliche Aufzug, mit dem in der Fastnacht des Jahres 1522 das ganze katholische Kirchenwesen offen verspottet wurde.[7]

Bischof Balthasar von Promnitz (1539—62) wurde bereits bei seiner Wahl von den reformfreundlichen Schlesiern als ein Freund des reinen Gotteswortes begrüßt, von Melanchthon und Moiban beglückwünscht. Und es läßt sich nicht bestreiten, daß er gegen die reißenden Fortschritte des Protestantismus in seiner Diöcese eine unglaubliche Gemüthsruhe beobachtet und dem weiteren Vorschreiten der kirchlichen Neuerung gelassen zugesehen hat, ohne den geringsten Versuch zu machen, wodurch den stets sich steigernden Fortschritten der neuen Lehre gesteuert und ihre tiefere Begründung in den bereits wankend gemachten Gemüthern seiner Diöcesanen gehemmt werden konnte.[8]

Mittlerweile gingen die Prediger vorsichtig, aber beständig, voran, wie es der Reformator Heß lehrte: „Wir Prediger sind wie Fuhrleute, welche nicht gleich zufahren können, wo sie hin denken und gerne wären, sondern mit Bedacht, wo Wagen und Pferde ohne Schaden hinkommen mögen." Das größte Contingent zu den Reformpredigern

stellten in Schlesien, wie überall in Deutschland, die aus ihren Klöstern entsprungenen Mönche, obgleich auch nicht wenige derselben bürgerliche Gewerbe ergriffen. In Schweidnitz schmolzen die Minoriten ihre Kirchenkleinodien ein, vertheilten sie unter sich und gingen auseinander. Unter solchen Umständen kann es nicht auffallen, daß die weltlichen Oberen und vor allen die Städte, welche letzteren ja überall in dem reformatorischen Treiben an der Spitze marschirten, nicht länger Bedenken trugen, ihrerseits der freiwilligen Auflösung der Klosterconvente zuvorzukommen, auf die Kirchengüter ihre breite Hand zu legen, an die Stelle der Mönche Prediger zu berufen und — wenn sie noch geneigt waren, wenigstens etwas Gutes zu thun — die verödeten Klöster in Hospitäler, Armenhäuser und Schulen zu verwandeln.

Die protestantischen Ideen konnten sich um so ungehinderter ausbreiten, da sie auch die in Schlesien regierenden Herzoge ergriffen. Allerdings standen diese schlesischen Erbfürsten, deren man schon im 14. Jahrhundert nicht weniger als siebenzehn zählte, unter der österreichischen Landeshoheit, aber sie hatten sich die Gerechtsame in Kirchensachen — die jura circa sacra — ausdrücklich vorbehalten, als sie unter den Schutz des böhmischen Königs getreten waren; und so blieben die scharfen Mandate König Ferdinands I., welche Alles im Lande auf den alten Stand zurückzuführen und Jeden, der von Messe und Sakrament verächtlich rede, als höchsten Gotteslästerer am Leben zu strafen geboten, nur wirkungslose Papiere.[9] Erst ein Menschenalter nach dem Beginn der Kirchenspaltung, seit der Niederlage der protestantischen Fürsten bei Mühlberg, begann eine erfolgreiche katholische Gegenreformation. Indeß versprach Maximilian II. bei der Huldigung in Breslau (1563) den Protestanten durch seinen Kanzler Ulrich Zasius Schutz und Schirm, wenn sie nur fortfahren wollten, die Ketzereien, namentlich die schwenkfeldische, fern zu halten.

Zu diesen Ketzereien rechneten die schlesischen Lutheraner, die sich mit dem Namen der Orthodoxen schmückten, vor Allem den Calvinismus und die Lehre Zwingli's. Bei dem starken Hinterhalte, den die Lutheraner an dem benachbarten Sachsen hatten, und bei dem Gewichte der Reformatoren Heß, Moiban und Trotzendorf mußten die Gegner unterliegen; ihre Wortführer verloren ihre Aemter.

Darüber gewöhnte man sich an Zank und Hader; bald witterten die Zionswächter in jedem gemäßigten, einer Vermittlung nicht ganz abgeneigten Prediger einen Philippisten oder Krypto-Calvinisten; und es ward Regel, jeden Verdächtigen seiner Seelsorge unverzüglich zu entsetzen. Professor Salomon Geßner zu Wittenberg, ein geborener Schlesier, erließ im Jahre 1601 eine „christlich-treuherzige Warnung an die Stände, Städte und Gemeinden Schlesiens, daß sie sich vor einreißenden calvinischen und sakramentirischen Irrthumben mit allem Eifer und Fleiß hütten und vorsehen sollten.“ Zwar wage in Schlesien Niemand, sich öffentlich zum Calvinismus zu bekennen, doch würden in verschiedenen Stadtschulen lateinische Hefte diktirt, die den Samen des Calvinismus ausstreuten.

Solche Befürchtungen mußten sich verdoppeln, als der böhmische Winterkönig Friedrich von der Pfalz im Jahre 1620 nach Breslau zur Huldigung kam und seinen reformirten Hofprediger mitbrachte. Aber bald wurde die Herrschaft der Habsburger in Schlesien wieder hergestellt. Nur einen Zufluchtsort behauptete der Calvinismus auf die Dauer: es war der Hof der Herzoge zu Liegnitz, Brieg und Wohlau, ein Stein des Anstoßes für die Lutherisch-Orthodoxen. Darum jubelten sie, als mit dem Aussterben des Piastischen Fürstenstammes (1675) auch dort der reformirte Gottesdienst aufhörte, obgleich in die Schloßkirche der katholische österreichische Hof einzog.

Doch hatte man es noch fortwährend mit den Sakra-

mentirern und heimlichen Calvinisten, mit den Stillen im Lande, zu thun. Dahin gehörten Alle, die über das Wesen der christlichen Religion selbstständige Forschungen anstellten und so, sei es auf dem Grunde der freien Bibelforschung oder der noch nicht geschwundenen Tradition, oder auch von eigenem Heilsbedürfniß getrieben, in einzelnen Punkten von der Augsburgischen Confession abwichen. Besonders drehte sich der Streit um die Rechtfertigung, die Heiligungsmittel, Taufe und Abendmahl. In einer religiös so mächtig bewegten Zeit waren es keineswegs die schlechtesten Männer, vielmehr nicht selten die begabtesten, die edelsten und frommsten, die von der breitgetretenen Heerstraße des protestantischen Symbolglaubens sich absonderten und ihre eigenen Wege suchten, dann aber aus Furcht vor Verfolgung entweder sich in die Stille zurückziehen und das gefundene Heil ihrer Seele in sich verschließen mußten oder nur einzelnen Auserwählten anzuvertrauen wagen durften.

Nicht Wenige aber meinten gerade in der Einsamkeit die beseligende Gottesstimme zu vernehmen und direkt mit Gott zu verkehren, und ihre Sehnsucht schwoll an zur Schwärmerei. „Sie verwarfen geradezu alles äußere Kirchenwesen und wollten jegliches Dogma nur als äußere Hülle für tiefere Erkenntniß gelten lassen, zogen zu deren Erweiterung Algebra, Alchymie, Sternkunde hinzu, und hofften auf dem Wege geheimer Wissenschaft zur Gründung nicht sowohl einer neuen, als vielmehr zur Wiedererweckung der verloren gegangenen urchristlichen Religion, zur Verwirklichung des Traumes vom tausendjährigen Reiche zu gelangen.“ [10] Hat nun jene Zeit überhaupt den Separatismus und die Schwärmerei unbestritten begünstigt und sie außer in Deutschland auch in Frankreich, England und Holland hervor getrieben, so war doch Schlesien vorzugsweise damit gesegnet.

Aus einem altadligen schlesischen Geschlechte entstammte

Caspar von Schwenkfeld, der Rath des Herzogs Friedrich von Liegnitz und einer der ersten, die sich beim Auftreten Luthers für die neue Lehre erklärten. Aber ihn stieß die lutherische Lehre von der Unfreiheit des Willens und der Rechtfertigung ab; er erkannte beim Abendmahl nur einen geistigen Genuß Christi durch den Glauben und nahm, um diese Lehre zu stützen, seine Zuflucht zu dem Satze, die menschliche Wesenheit Christi sei ganz in die Gottheit aufgenommen (ganz „vergottet"), könne daher nur in solcher Weise empfangen werden. Diesen „Schwarmgeist" hatte Luther wie einen „vom Teufel Besessenen" behandelt und verfolgt; hannover'sche und braunschweigische Prediger hatten ihn für „einen unsinnigen, tollen Teufel, über den die Hölle ihren Rachen aufgesperrt," erklärt. Seine Anhänger, die besonders in Liegnitz und Glaz zahlreich waren, zu verfolgen und zu vertilgen, das wurde, wie wir bereits sahen, den schlesischen Protestanten sogar von dem katholischen Landesherrn als ein gutes Werk angeschrieben, dem Nachsicht und Duldung als Lohn folgte.

Auch die Wiedertäufer hatten in Schlesien, wenn auch nur sporadisch, Anhänger gefunden. Dann kamen „neue Propheten", an ihrer Spitze der Sprottauer Weißgerber Christoph Kotter, der in den Jahren 1616 bis 1624 göttliche Offenbarungen empfangen haben wollte, für Friedrich von der Pfalz schwärmte, aber vor der Verfolgung der protestantischen Geistlichkeit zu den mährischen Brüdern flüchten mußte. Die traurigste Berühmtheit erwarb Quirin Kuhlmann aus Breslau; als er mit seinen Träumereien vom tausendjährigen Reiche auch in Rußland auftrat, wurde er zu Moskau im Jahre 1689 dem Flammentode überliefert. [11]

Als eine reiche Fundgrube für solche Seelen, die auf dem gewöhnlichen Wege keine Befriedigung fanden, mußten sich die mittelalterlichen Mystiker, besonders Ruysbroek,

Meister Eckhart, Tauler und Suso darstellen. Und es kam nur darauf an, die Geister zu prüfen und zu scheiden, die gesunde Mystik von der Aftermystik zu trennen, eine Aufgabe, die allerdings nur selten und von Wenigen gelöst worden ist; dann konnte der klare, gesunde Strom auf das christliche Leben erquickend und befruchtend einwirken. Am bekanntesten nach dieser Richtung hin ist der tiefsinnige Görlitzer Schuster Jakob Böhme, der deutsche Philosoph, ein Geist von ursprünglicher, schöpferischer Kraft und philosophischer Tiefe. Indem seine Forschung Gott und seine Eigenschaften, vor Allem aber sein Verhältniß zu der erschaffenen Welt und die Erlösung und Verklärung derselben im Lichte der Gottheit darstellt, wird sie zur Theosophie. Auch Böhme entging den Anfechtungen der Orthodoxen nicht; er mußte die Handschrift seines ersten Werkes ausliefern und versprechen, nichts mehr zu schreiben; vor schlimmeren Folgen bewahrte ihn dann das Wohlwollen des Görlitzer Stadtrathes und der Tod seines grimmigsten Gegners, des Oberpfarrers Richter. Unter solchen Umständen wurden seine Werke meistentheils nur handschriftlich verbreitet und geheim gehalten. In Schlesien fanden sie sich zahlreich vor.

Um die Herausgabe der Böhme'schen Schriften, die meistens in den Niederlanden gedruckt werden mußten, machte sich der oben erwähnte Abraham von Franckenberg verdient, ein Mann, auf dessen Ruf selbst seine heftigsten Gegner nicht den geringsten Makel werfen konnten. Franckenberg war am 24. Juni 1593 auf dem Erbgute seiner Väter Ludwigsdorf bei Oels geboren. Mit der Liebe zur Zurückgezogenheit verband sich bei ihm naturgemäß die Bücherliebhaberei und eine Abneigung gegen religiöse und gelehrte Streitigkeiten. So studirte er unablässig Mathematik, Physik, Medizin, Theologie, bewährte sich aber daneben als praktischen, die reine Nächstenliebe pflegenden und opfer=

willigen Christen; er scheute keine Gefahren, schreckte vor keinem Opfer zurück, das Menschenliebe fordern konnte, und pflegte persönlich die Pestkranken seines Gutes. In Bescheidenheit lehnte er verschiedene ihm angetragene öffentliche Ehrenämter ab. Frieden suchte er für seine Seele; sein Wahlspruch war: Jesus mea nobilitas (Jesus mein Adel). Dieser Mann lernte nun durch seinen Oheim zuerst verschiedene Schriften Jakob Böhme's und darnach auch den Verfasser selbst in dessen letztem Lebensjahre kennen. Er ward ein begeisterter Anhänger des Görlitzer Meisters, ließ noch zu Lebzeiten desselben zwei Schriften Böhme's zu Görlitz auf seine eigenen Kosten drucken, machte sich dann die Sammlung der in Handschriften zerstreuten Werke seines Meisters zur Lebensaufgabe und wurde so der Mittelpunkt für die zahlreichen Schüler und Freunde desselben.

Doch war die Herausgabe der Böhme'schen Schriften in einer schlesischen Druckerei unmöglich, weil außer zwei Druckereien zu Neiße und Glaz, die den Katholiken gehörten, die übrigen Pressen unter strenger Aufsicht und Controle des jedesmaligen ersten lutherischen Ortspredigers standen. Aber auch die Unruhen und Gefahren des dreißigjährigen Krieges veranlaßten Franckenberg, sein Heimatland zu verlassen. Er übergab sein väterliches Erbgut seinem Bruder und begab sich mit den aufgesammelten Abschriften von Böhme's Werken zunächst nach Danzig und von da zu Schiff nach Amsterdam. Hier wurde das handschriftliche Material noch vermehrt und die Herausgabe binnen einer Reihe von Jahren durch einen gewissen Heinrich Beets, der sich aber H. Betke nannte, besorgt.

Bei der Herausgabe war noch besonders ein reicher holländischer Kaufherr, Abraham Willem von Beyerland, betheiligt. Durch ein zufällig nach Holland verschlepptes Schriftchen Böhme's für den Theosophen gewonnen, hatte er keine Mühe noch Kosten gescheut, sich nach und nach in

den Besitz der übrigen zu setzen, namentlich aber eine von Freunden und Patronen Böhme's gesammelte Anzahl erster Abschriften, die Böhme selbst zum Theil noch revidirt hatte, zu erwerben. So war es ihm nach jahrelangen Bemühungen gelungen, von jeder Schrift mehrere Exemplare zusammen zu bringen.

Franckenberg ging später nach Danzig zurück, wohnte dort bei dem berühmten Astronomen Hevelius und suchte dann 1650 noch einmal seinen Geburtsort Ludwigsdorf auf, um dort 1652 zu sterben. Er hatte bereits im Jahre 1633 ein Erbauungsbüchlein und christliche Gesänge zu Oels drucken lassen; seine übrigen Werke erschienen einzeln, größtentheils in Amsterdam, einige indeß auch in Frankfurt, in den Jahren 1647—1688. Eine Biographie Böhme's hatte er bereits 1637 lateinisch niedergeschrieben; sie wurde von seinem Freunde Prunius übersetzt und in die Ausgaben der Werke Jakob Böhme's aufgenommen.

Franckenberg sowohl als dem ganzen Kreise der schlesischen Mystiker galt als Wahlspruch der Vers, den Jakob Böhme, gemäß Bericht seines Biographen, einst in ein Stammbuch geschrieben hat:

Wem Zeit ist wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit von allem Leid.

Dieses Streben nach Ruhe in Gott inmitten der heftigen Glaubenskämpfe, welche die Christenheit zerfleischten und Deutschland mit Blut überschwemmten, charakterisirt Scheffler so schön in einer Strophe, die er unter Jak. Böhme's Bildniß schrieb:

Im Wasser lebt der Fisch, die Pflanzen in der Erden,
Der Vogel in der Luft, die Sonn' im Firmament;
Der Salamander muß im Feu'r erhalten werden,
Und Gottes Herz ist Jakob Böhme's Element.

Franckenberg wird nicht müde, zu sprechen und zu dichten, — denn er verstand auch, seinen ganz genießbaren Vers zu machen — daß wir nur so viel Seligkeit besitzen können, als wir von Christo besitzen, daß in dem Herzensschrein des Gläubigen Christi Grab und Bettlein sei, daß man nur durch Wirken und Geduld zur Ruhe in Gottes Huld gelangen könne, daß aber Läuten, Beten und Singen nicht nützen, sofern der Mensch faule Früchte bringt. Und wollte man ihm entgegnen, daß die protestantischen Bücher anders lehrten, so erwidert er in seinem „Raphael oder Arzt-Engel“ mit dem Lehrspruch:

Die Natur sagt: ich vermag es nicht,
Die Schrift zeigt den Unterricht,
Die Gnade spricht: ich bin das Licht,
Der Geist bekennet und läugnet nicht.

Solches haben nachher Spener und die Pietisten in immer neuen Wendungen als Lebensregel aufgestellt, und nach dieser Seite hin können die Schlesier allerdings als Vorläufer der Pietisten gelten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war Scheffler bereits in den Niederlanden mit Franckenberg bekannt geworden; ihr Verhältniß scheint sich zu inniger Seelenfreundschaft ausgebildet zu haben, die noch über den Tod und das Grab hinaus ging. Ueber Franckenbergs Begräbniß machte sein Freund folgende Mittheilung an Betke: „Herr Franckenberg seel. hat einen ehrlichen Leichenkondukt gehabt, ist auch Alles wohl abgelaufen, und hat Herr † † † (d. h. wohl Prediger Freitag) selbst wegen seiner Pietät ihn in der Leichenpredigt hoch rühmen müssen.“ [12] Man merkt, daß die Sache doch nicht ohne einigen Anstand abgelaufen war.

Zu dieser Bestattungsfeier, die am 14. November 1652 adligem Gebrauche gemäß in der Schloßkirche zu Oels stattfand, hat Scheffler ein „christliches Ehrengedächtniß“ geschrieben und drucken lassen, aus dem ich hier eine Reihe

von Versen hersetze, weil in denselben sich die damalige Geistesrichtung des achtundzwanzigjährigen Dichters unzweideutig ausspricht.

Du edler Franckenberg, so bist du nu versunken,
Und in der Ewigkeit ganz seliglich ertrunken,
Wie du dir oft gewünscht! Du lebst nunmehr von Zeit
Von Vor, von Nach, von Ort, von Leid und Streit befreit.

Es hält dich nicht mehr auf des Leibes schwere Hütte,
Du schwebest freiheitvoll im göttlichen Gemüthe,
O hochbefreiter Berg! Ein Berg von Gott erkorn,
Den er zu seinem Thron hat aus sich selbst geborn.

Wer kann doch deinen Stand und Seligkeit beschreiben?
Wer kann die Herrlichkeit, die dir wird ewig bleiben,
Nur obenhin erzähl'n? Weil du schon in der Zeit
Mit einem großen Theil derselben warst bespreit.

O hohe Seligkeit! Du liegst ohn' alle Sorgen
In der gewünschten Schooß des süßen Gott's verborgen,
Du ruhst in jenem Grab, das sich — o Wunderthat! —
Aus Liebe gegen uns am Kreuz eröffnet hat.

Du bist nunmehr mit Gott ein Geist, ein Licht, ein Leben,
Du bist wie Gott mit Schmuck und Herrlichkeit umgeben,
Du bist ein Gott mit Gott und eine Seligkeit,
Du bist ein Thurn, ein Berg, ein Fels der Ewigkeit *). —

Es wird dein Ruhm in Gott, so lange Gott, bestehn,
Und mit dem Untergang der Welt nicht untergehn;
Der Fels, auf den du dich so fest hast eingesetzt,
Der wird in Ewigkeit von keinem Sturm verletzt.

Laß Menschen Menschen sein, laß Thiere Thiere bleiben:
Ein Geist, den ihrer Zunft die Götter einverleiben,

---

*) Dazu bemerkt der Verf. in lateinischer Sprache: „Dies muß aufgefaßt werden nach der hl. Schrift (Joh. 17, 21 ff. I. Cor. 6, 17. II. Petr. 1, 4. I. Joh. 3, 20. II. Cor. 3, 18) und nach der übereinstimmenden Auffassung der Mystiker, nämlich, daß die heilige Seele in der mystischen Vereinigung durch die Gnade dasselbe wird, was Gott von Natur ist."

Ist alles Zufalls frei, wird nicht mit dem berührt,
Was sonst die Sterblichkeit bekümmert und verführt.

Hochedel am Gemüth, gestrenge sein im Leben,
Und hochbenamt in Gott, des Eitlen sich begeben,
Den Glauben halten fest und lieben Gott allein:
Dies wird sein Ehr' und Ruhm, dies wird sein Adel sein.

Der Adel der besteht. Laß alle Sterne schwinden,
Laß ihren ersten Punkt der Zeiten Kreise finden,
Laß alles edles Fleisch versterben und vergehn,
So wird er doch allein ganz unberührt bestehn. —

Doch dieses ist gering. Wie oft durch's Himmels Güte
Sich über Zeit und Ort sein edeles Gemüthe
In Gott erschwungen hat und allda angeschaut,
Das bleibet in Geheim und Gott allein vertraut.

Gleich wie ein Adler thut, der durch die Wolken dringet,
Und sich ganz thurstiglich *) für seine Sonne schwinget,
So pflag sein edler Geist. Er schwang sich ohne Bahn
Hinauf und schaute da sein Licht und Leben an.

Sein Licht, das über ihm die starken Liebesflammen
Itzt in der Ewigkeit nunmehr schlägt ganz zusammen;
Sein Leben, das in ihm gelebt und ewig lebt,
In dem er wiederum ganz frei und freudig schwebt. —

Dich aber, liebster Freund, Berg, den die Edlen kennen,
Kann ich mit Fug und Recht wohl dreimal edel nennen:
Dein Leib aus edlem Blut, der Geist aus Gott gebor'n,
Die Seel' in Tugenden hoch adelig erkor'n.

Wird nun auch unser Geist nach diesem Adel rennen,
Und in der Liebe Brunst zu seinem Gotte brennen,
So werden wir gewiß den Edelen gegleicht,
Die unser Franckenberg schon selig hat erreicht.

Wer Zeit nimmt ohne Zeit, und Sorgen ohne Sorgen,
Wem gestern war wie heut, und heute gilt wie morgen,

*) kühn.

Wer Alles gleiche schätzt — der tritt schon in der Zeit
In den gewünschten Stand der lieben Ewigkeit.[13]

Franckenberg hatte eine bedeutende Büchersammlung, von der er selbst in einem Schreiben Nachricht gibt, und die, wie es ja nahe liegt, sich besonders über die mystischen und die daran grenzenden Gebiete erstreckte. In jenen Tagen, da er dem Tode als frommer Christ entgegenschaute, hatte er, wie er selbst berichtet, eine Anzahl der ihm theuersten Schriften, woran er einen wahren Arzneischatz der Seele zu besitzen meinte, einen Schatz, „den er nicht für hundert Thaler verkaufen würde," in einen besonderen Kasten abgesondert. Diese Sammlung fiel Schefflern als Erben zu und war gewiß geeignet, ihn in seinem mystischen Hang zu befestigen. Doch wird — zuerst von Gottfried Arnold[14] — behauptet, er habe dieselben später, nach seinem Uebertritte zur katholischen Kirche, verbrannt, eine Behauptung, die wenigstens nicht in ihrem ganzen Umfange auf Wahrheit beruht. Denn mehrere dieser Bücher sind später wieder zum Vorschein gekommen. Noch jetzt existirt jenes Exemplar eines aus den Niederlanden stammenden Andachtsbuches ‚Margarita evangelica', das Franckenberg besessen hatte und aus dem später Scheffler dieses Werkchen in's Deutsche übertragen hat. Das erwähnte Auto da Fé wird sich also, wenn es wirklich stattgefunden hat, nur auf die wirklich gefährlichen und von der Kirche ausdrücklich verworfenen Bücher erstreckt haben.

III.

Der Convertit und seine Kritiker.

Kaum ein halbes Jahr war seit Franckenbergs Leichenfeier verflossen, da that Scheffler jenen entscheidenden Schritt,

der seinem ganzen ferneren Leben eine neue Richtung und Gestalt geben sollte. Am 12. Juni 1653 trat er zu Breslau in der Kirche des hl. Matthias zur katholischen Kirche über. In der Firmung, die er unmittelbar darauf empfing, erhielt er den Namen Angelus, den er fortan mit Vorliebe führte, und zum Unterschiede von anderen Schriftstellern dieses Namens mit dem Zusatze Silesius (Schlesier) vermehrte. Es läßt sich mit Grund annehmen, daß Scheffler selbst sich diesen Firmnamen gewählt habe; zweifelhaft aber wird es bleiben, ob er dabei gerade an einen spanischen Mystiker und Dichter Joannes ab Angelis gedacht habe.

Das Zeitalter Schefflers ist reich an Uebertritten vom Protestantismus zur katholischen Kirche, die natürlich die Verwunderung und den Aerger der Protestanten herausforderten. „Desto häufiger," schreibt der schlesische Historiker K. A. Menzel, „wurden die Uebertritte von der evangelischen Kirche zur katholischen unter den höheren Ständen und unter Verhältnissen, welche, weit entfernt, diesen Schritt zu begünstigen, ihn gewaltig erschwerten. Mehrere angesehene Gelehrte in Ländern, wo der Protestantismus nicht nur keiner Bedrückung ausgesetzt war, sondern sogar die Alleinherrschaft behauptete, entsagten demselben mit Verlust ihrer Aemter und Familienverbindungen, gegen den sie bei ihren neuen Glaubensgenossen kaum auf Ersatz, geschweige auf Gewinn rechnen konnten." [15]

Zu diesen gelehrten Convertiten zählen: die Rechtslehrer Helfrich Ulrich Hunnius, einst Vicekanzler der Universität Marburg, Christoph Besold, Professor zu Tübingen, der gewesene Heidelberger Rechtslehrer Bachov van Echt, welcher später in den Niederlanden den Ruf seines Namens ausbreitete, und der westphälische Jurist Bernhard Sutholt; ferner der gelehrte Hamburger Philolog Lukas Holstein und sein Landsmann und Neffe, der Archäolog Peter Lambeck; weiter der Braunschweiger Theolog Barthold Nihus

und eine Reihe von Predigern, von denen ich nur Andreas Fromm, Probst zu Köln an der Spree, Eilbracht in Düren, Gudenus in Niederhessen und Thimotheus Laubenberger in Württemberg erwähne. Und wenn die wankelmüthigen Philologen Justus Lipsius und Caspar Schoppius (Schoppe) hier wenig Berücksichtigung verdienen, weil man sie für fähig erachten durfte, für eine geringe Vergünstigung, für die Handschrift eines alten Classikers, für die Bequemlichkeit einer Reise die Religion zu wechseln, so fiel um jene Zeit um so schwerer in's Gewicht der Uebertritt gekrönter Häupter, Fürsten, Prinzen und Grafen. Vorn an steht die Tochter Gustav Adolfs, die Königin Christina von Schweden, die ein Jahr nach Schefflers Uebertritt convertirte; dann der Herzog Rudolf Max von Sachsen-Lauenburg, die Herzoge Roderich und Ulrich von Württemberg, Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, Landgraf Friedrich von Hessen-Darmstadt, Ernst Graf zu Hessen-Rheinfels, Gustav Adolf Graf zu Nassau-Saarbrücken, die Pfalzgräfin Elisabeth Amalia.[16]

Solche Verluste wurden von den Protestanten um so unangenehmer empfunden, da sie sich keineswegs gleicher oder auch nur ähnlicher Erfolge zu erfreuen hatten. Ich berufe mich hier auf den bekannten protestantischen Kirchengeschichtschreiber Gottfried Arnold, der, nachdem er die berühmtesten katholischen Convertiten aus jener Zeit aufgezählt hat, also fortfährt: „Ich sollte zwar hier auch diejenigen nach einander nennen, welche von denen Papisten zu den Lutheranern übergetreten. Es sind aber dieselben theils so beschaffen, daß sie schlechten Ruhm verdienet, weil ihrer so viel wieder umgekehrt und hernach noch ärger worden als zuvor; theils weil ihrer sehr wenig gewesen und

zum wenigsten von nicht großer Consideration." Was er dann an landflüchtigen Italienern und ausgesprungenen Mönchen zu verzeichnen hat, das rechtfertigt allerdings vollkommen jene einleitenden Worte. Dabei nöthigen die Vertheidigungsschriften dieser protestantischen Convertiten denselben Arnold zu dem offenen Geständniß, „daß in solchen Schriften es meist vor einen Gottesdienst gehalten worden, wo man die verlassene Parthei nur mit der Zungen tödten und alle ersinnliche Schänd- und Schmähworte anbringen, sich also und sein Vorhaben legitimiren können." Von den meisten dieser sogenannten Conversen aber meint er, „daß sie entweder um eines begangenen Bubenstücks willen und also aus Furcht der Strafe, oder aus Ueberdruß der Disciplin und Einsamkeit in dem Kloster, oder auch aus Absicht auf den Ehestand und andere solche zeitliche Dinge übergetreten." [17]

Daß ein Mann, der mit Treue und Eifer und aus tiefem Seelenbedürfniß die Wahrheit sucht, diese Wahrheit in der katholischen Kirche finden könne, daß man aus reiner Ueberzeugung zum Katholizismus übertreten könne ohne weltliche Rücksichten, zu dieser Höhe der Anschauung konnten sich die damaligen Wortführer des Protestantismus überhaupt nicht erheben, am wenigsten freilich einem Manne gegenüber, der lange Jahre hindurch seine früheren Glaubensgenossen mit den schärfsten Waffen bekämpft hat, und zu einer Zeit, da bei Weitem nicht alle Bekehrungen in den schlesischen Landen aus Ueberzeugung hervorgingen. Klotziger freilich und gemeiner ist der Uebertritt Schefflers niemals aufgefaßt und dargestellt worden, als von dem damaligen Hofprediger zu Brieg, Friedrich Lucä, dem Verfasser von ‚Schlesiens curieusen Denkwürdigkeiten' und der ‚Schlesischen Fürstenkrone'. [18] Er behauptet geradezu, „der verdorbene doctor medicinae Scheffler sei aus Mangel an Lebensmitteln abgetreten und von den Kreuzherren unterhalten worden," eine Behauptung, deren Grundlosigkeit ihm

wohl kaum verborgen sein konnte. Denn das väterliche Erbtheil Schefflers belief sich auf die für die damalige Zeit gewiß nicht unbedeutende Summe von 6000 Thalern, wozu nach dem Bericht des Leichenredners P. Schwartz noch 8000 Thaler kamen, die er beim Herzoge in der medizinischen Praxis erspart hatte, welche beide Summen Scheffler an die Armen vertheilte. Aber auch darnach war er so wenig von Geldmitteln entblößt, daß er kurz vor seinem Eintritt in den Priesterstand dem kaiserlichen Fiskus ein Darlehen von 4283 Gulden machen konnte.[19]

Allerdings wurde ihm bald nach seiner Conversion eine Auszeichnung zu Theil, und seine Gegner haben nicht versäumt, auch diese als ein lockendes Motiv zum Uebertritt darzustellen. Am 24. März 1654 nämlich ernannte ihn Kaiser Ferdinand zu seinem Hofmedikus, „dergestalt, daß Er Scheffler nun hinführo die Zeit seines Lebens unser Hofmedikus sein und sich also nennen und schreiben, dazu auch alle und jede Ehre, Würde, Vortheil, Exemtion, Freiheit, Recht und Gerechtigkeit, wie in andern unsern Königreichen, Fürstenthümern und Ländern, also bevorab in unsern Herzogthümern Ober- und Nieder-Schlesien mit freier Wohnung handeln und wandeln und dergleichen Immunität in und außerhalb Gerichts, wie unsere Hof-Medici und andere unsere wirklichen Diener haben, sich derselben erfreuen, nutzen und gebrauchen soll und mag, ohne Männigliches Irrung, Eintrag, Hinderniß und Beschwerde; sonderlich soll Er aller und jeder bürgerlicher onerum, nämlich Burgermeister, Räthe, Gerichts-, Vormunds-, Curatel-, Pfleg- und Gerhabschaften und dergleichen höheren und niederen Aemtern, Bürden, auch sonsten aller Auflagen, als der Personal Bürger-Einquartirung und Exaktion, ingleichen jährlichen Bürger, Steuer, Wacht, Schanzen und Gewerb, wie die genannt zu werden pflegen, exemt, frei, enthoben und gänzlich entbunden sein.“[20]

Ich habe diesen Abschnitt aus der Bestallungs-Urkunde hierhergesetzt, weil darin die ganze Leistung, die dem k. k. Hofmedikus Scheffler zugesprochen wurde, enthalten ist, woraus denn unzweifelhaft hervorgeht, daß der Eintritt in den kaiserlichen Dienst unter Aufgabe der nicht übel dotirten Stelle am Oelser Hofe für Scheffler keineswegs ein vortheilhaftes Geschäft sein konnte. Es war eben im Grunde nur ein Titel und eine Ehrenstelle. Wie wenig sich aber Scheffler aus Ehren und Titeln machte, das zeigt sein ferneres Leben.

Etwas anständiger und feiner als die Zeitgenossen, aber trotz der Feinheit doch sehr ungerecht, läßt sich Gervinus über Schefflers Conversion aus. „Das Ueberspringen von dem Einen Glauben zum Andern war bei den vielfachen Annäherungen der Theosophen beider Bekenntnisse einfach und natürlich. Wir werden daher gern zugeben, daß der Uebertritt Schefflers nicht wie der so vieler seiner Zeit- und Landesgenossen lediglich von äußeren Rücksichten auf Ehre und Einfluß bestimmt war, obgleich auch diese ihm nicht fehlten. Ein Mann, so tief eingeweiht in die Irrungen der mystischen Theologie, mußte sich, wenn nicht heimischer, so doch heimlicher in der Kirche finden, die es innerhalb ihres Schoßes mit den Satzungen der Rechtgläubigkeit nicht so genau nahm, wie die argusäugigen lutherischen Theologen. Die Beschuldigung aber einer nur feineren Art von äußerlicher Rücksicht, die in diesem Satze gelegen ist, kann man Schefflern schwerlich ersparen. Denn keineswegs hat er später in seinem erbosten Kampf gegen die Lutherischen, die in dem Inhalt der Ecclesiologia verewigt ist, die innige Ueberzeugungstreue von seinen eigensten mystischen Lehren so bewährt, daß man von da aus an eine innere Ueberzeugung bei jenem Lebensakte überschließen möchte; es müßte denn eine solche träumerische, grundsatzlose Ueberzeugung sein, die mit der ganz eigenthümlichen klaren Un-

klarheit aller Mystiker vielleicht verträglich ist. Die das Heil dieser untern Welt im Herzen tragen, denen steht es an, ihre Meinungen auch im bitteren Kampfe feindlich gegen Feinde zu verfechten; aber wie kann es sein, daß ein Geist, „den ihrer Zunft die Götter einverleiben", der die Abwendung von allem „Zufälligen" und die Vereinigung mit der Gottheit zum Kern seiner Lehre macht, „liebt also Stank für Kraft und Wolken für den Schein." Diese Polemik ist ein um so größerer Beweis von Charakterschwäche, als Scheffler offenbar von seinen neuen Glaubensgenossen dazu gestachelt ist, da in seiner ursprünglichen Natur so wenig Leidenschaftlichkeit gelegen war, daß man daraus sogar folgern wollte, es könne der Polemiker Scheffler unmöglich Eine Person mit dem Dichter Angelus Silesius sein.'[21]

Es ist merkwürdig, wie Männer, die das Wort Faustens: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust" so gut zu deuten verstehen, alsbald jedes Verständniß verlieren, sobald ihnen ein Menschengeist entgegentritt, der nach zwei Richtungen hin — hier also nach der mystisch-dichterischen einerseits und nach der theologisch-gelehrten andererseits — so vollkommen ausgebildet erscheint als Scheffler. Wenn aber der Theologe in Scheffler — und daran lassen seine Conversionsschrift und seine späteren Streitschriften keinen gegründeten Zweifel aufkommen — sich mit ganzer Ueberzeugung der katholischen Kirche zugewandt hat, dann hat Gervinus von seinem Standpunkte aus nur noch das Recht, den schlagfertigen Polemiker Scheffler, der den einzig richtigen Weg der Wahrheit gefunden zu haben glaubte, zu jenen „Schwärmern" zu rechnen, die, wie Lessing in seinem Nathan sagt:

Die sich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieses Wegs verfehlt, darauf zu lenken.
Kaum können sie auch anders. Denn ist's wahr,
Daß dieser Weg allein nur richtig führt:

Wie können sie gelassen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln seh'n, der in's
Verderben stürzt, in's ewige Verderben?
Es müßte möglich sein, denselben Menschen
Zur selben Zeit zu lieben und zu hassen.

Die Götter — wenn sie es denn nun einmal thun sollen — sind mitunter so eigensinnig, daß sie auch solche „Schwärmer" ihrer Zunft einverleiben und ihnen den Stempel des Dichters auf die Stirne drücken. Beispiele wären ja nicht so weit zu suchen. Für etwas Größeres aber hat es unser Angelus allezeit angesehen, daß er der Zunft der Gottesfreunde einverleibt war und in das Buch der Kirche seinen Namen eingetragen hatte.

Um ein Weniges milder als Gervinus urtheilt H. Kurz, der sich sonst von Gervinus' Aussprüchen mehr als billig beeinflussen läßt: ‚Gewiß ist es die Abneigung gegen die steife, alles innere Leben verdummende Orthodoxie der lutherischen Kirche gewesen, welche ihn zu jenem bedeutungsvollen Schritte bewog; denn es ist leicht begreiflich, daß, wenn er sich einmal dem Zwange unterwerfen mußte, er vorzog, sich der größeren lebensvolleren Kirche zu unterwerfen, in welcher er zudem eher Nahrung für seine mystischen Ansichten fand, als der kleineren Gemeinschaft, die damals nur am starren Buchstaben hing und alles Leben mit Erbitterung verdammte und verfolgte.'[22]

Eingehender, mit nicht undeutlicher Hinsicht auf Gervinus, und so unparteiisch, als es von einem Protestanten nur erwartet werden kann, spricht Kahlert sich aus. ‚Scheffler hat in seinen nicht allegorisch-frostigen, sondern warm empfundenen Gedichten nirgends diese confessionellen Unterschiede berührt, hält vielmehr seine dichterische und seine theologisch-polemische Thätigkeit streng auseinander, und schreibt zu seiner Rechtfertigung die oben angeführten „Ursachen und Motive", eine Schrift, worin er fünfund-

fünfzig Merkmale, warum er seinerseits die lutherische Lehre für falsch halte, aufführt. Je häufiger man in solchen Fällen statt unparteiischer leidenschaftliche Richter findet, um so nöthiger ist dem Historiker die Pflicht, sich durch Ausfälle, die Scheffler schon hier, in den späteren Schriften aber viel ärger, gegen die Protestanten schleudert, nicht reizen zu lassen. Wir glauben, daß er die Sprache des ehrlichen Mannes redet, dessen Mund übergeht von dem, dessen das Herz voll ist . . . Er schadet sich selbst gerade, indem er auch das für sich geltend macht, daß „die ausgezeichnetsten Männer seiner Art bereits die Augen öffneten und sich zur wahren Kirche bekehrten;" denn gerade diese Anführung möchte ihn bei Jedem, der die schlesische Geschichte jener Jahre kennt, herabsetzen. Wir meinen, daß er mit unzähligen Convertiten, die von persönlichem Interesse geleitet waren, nicht verwechselt werden darf. Wenn wir in jener Zeit unmittelbar nach dem Uebertritt zum Katholicismus den Grafen von Truchseß zum Landeshauptmann in Breslau, oder den Freiherrn von Bibran zum Landeshauptmann von Schweidnitz und Jauer werden sehen, oder gar den Breslauer Stadtschreiber Buckisch zum kaiserlichen Historiographen in Wien ernannt und in den Adelstand erhoben sehen, unzähliger anderer Beispiele nicht zu gedenken, so mag man annehmen dürfen, daß sie von weltlichem Interesse geleitet worden sind. Scheffler aber war durch seine vieljährige Beschäftigung mit mystischer Theologie, wodurch er endlich ganz aus der Gemeinschaft mit seiner Kirche herausgedrängt und geradezu vereinsamt worden war, zu jener Stimmung gebracht, die sich so deutlich in seinem Ehrengedächtniß für Franckenberg ausspricht. Er wollte, das sehen wir darin, ein innerliches Christenthum, und die damals in der lutherischen Kirche herrschende steife Orthodoxie setzte Alles in das Gegentheil, die starre Form äußerer Kirchlichkeit; sie verwarf Scheff-

ler und seine Geistesgenossen als heimliche Calvinisten, Fanatiker, Enthusiasten u. s. w. und bot ihnen doch in dem Gezänke ihrer Lehrer das traurige Beispiel der Entzweiung; alle innere freie Meinung sollte zur Verdammniß führen; von dem Grundprinzip der Christuslehre, von der Liebe, war keine Rede mehr, denn die Leidenschaften des langen Krieges hatten von dem Standpunkt, den Luther eingenommen, dessen Bekenner entfernt. Der Geist der Spenerschen Schule war noch nicht aufgegangen. Das Gemüth des feurigen, schwärmerischen Dichters hatte mit Franckenberg den letzten Trost verloren; diese Stimmung mag ihn für die Vorstellungen des Priors Hartmann, der wahrscheinlich tiefere Menschenkenntniß als Christoph Freitag in Oels besaß, empfänglich gemacht haben. So erklärt sich Schefflers Uebertritt aus psychischen Gründen, wie uns dünkt, sehr leicht, ohne daß man diesem Schritte unlautere Nebenzwecke unterzulegen braucht. Nehmen wir seine eigenen Worte also für wahr an: „Ich habe als ein aufrichtiger Christ gehandelt, indem ich, was ich in meinem Herzen getragen, in gänzlicher Ueberzeugung meines Gewissens mit dem Munde öffentlich bekannt habe.“ [23]

Will man — was ganz wohl angeht — bei der Conversion auch den Dichter nicht leer ausgehen lassen, so mag Lemcke's Darstellung Beachtung verdienen: ‚Es ist eine tiefe poetische Kraft in diesem Manne; führte diese ihn mit zum Katholicismus, aus den phantasieärmeren Regionen zu denen, von welchen ein Spee und Balde so beredtes Zeugniß ablegen? Seine Ueberschwänglichkeit in den noch protestantischen Liedern könnte darauf weisen. Der Aufenthalt in Italien gab ihm nachhaltige neukatholische Anregung. Spanische Einflüsse sind sichtbar.‘ [24]

Ich beschließe die Reihe von Kritikern mit dem Verfasser des Artikels „Scheffler“ in Herzogs protestantischer Encyklopädie, der sich mit Dryander (also wohl Eichmann)

unterzeichnet. Er findet in Schefflers literarischer Thätigkeit einen vollständigen Widerspruch, den die Verschiedenheit der Zeit, in welche die Abfassung der einzelnen Schriften fällt, nur zum Theil und ungenügend zu erklären vermöge. Diese also gefundenen Widersprüche schiebt er dann sofort auch in das Innere Schefflers hinein und fährt fort:

„Man wird zuletzt anerkennen müssen, daß es nicht gelingen will, für die Wege und Wandlungen einer so excentrischen Natur, als Scheffler jedenfalls war, das volle Verständniß zu gewinnen. Eine wahrhaft durchgebildete christliche Persönlichkeit stellt sich in ihm nicht dar, so viel Schönes und Tiefchristliches sich auch in ihm findet. Unter dem tiefen Sehnen und Ringen seiner Seele nach Frieden hat doch wohl auch das Wesen seines alten Menschen noch stark sich in ihm geregt und auf seine Bestrebungen eingewirkt. So mögen persönliche Kränkungen, die er von lutherischem Zelotismus erdulden mußte, mit dazu beigetragen haben, ihm die römische Kirche als die ersehnte Friedensstätte erscheinen zu lassen und die feindselige Stimmung gegen die evangelische Kirche in ihm zu erwecken. Die Befriedigung, welche er gehofft, hat er in jener Kirche schwerlich gefunden; vielmehr scheint die Heftigkeit seiner Polemik und das Uebertriebene seiner Behauptungen die Vermuthung zu begründen, daß gerade das Gefühl des Unbefriedigtseins, wie es nicht selten bei Convertiten der Fall ist, ihn anspornte, mit aller Kraftanstrengung sich in die Dogmen und Formen des Katholizismus hinein zu versetzen und dafür bis zu den äußersten Consequenzen einzustehen, um durch die Bekämpfung der Gegner sich vor dem Gedanken zu verwahren, daß sein Uebertritt möglicher Weise ein Irrthum gewesen sei. Wenn er dann daneben wieder in seinen Liedern so reiche Töne anzustimmen und so tief und innig die Herrlichkeit der Liebe zu besingen vermag, so spricht sich darin gewiß das eigentliche Sehnen seines

Herzens und der innerste Grundton seines Lebens aus; aber auch der innere Zwiespalt, der ihn hin und her getrieben und den er mit allem seinem Ringen nach Frieden nicht überwunden hat.'

Es würde schwer halten, diese auf Vermuthungen gegründete Charakteristik aus den Aufzeichnungen Schefflers irgendwie zu bestätigen. So bleibt's denn bei Vermuthungen, denen nicht einmal eine psychologische Wahrscheinlichkeit inne wohnt. Uebrigens wird später bei der Betrachtung Schefflers als Streittheologen sich Gelegenheit finden, die anscheinend psychologischen Widersprüche in seinem Wesen und seinen Bestrebungen hinlänglich aufzuklären.

Für jetzt aber wird es Zeit, nachdem wir die Kritiker aus der Reihe der Protestanten vernommen haben, auch den Mann selbst zu Worte kommen zu lassen. Ist er aufrichtig, — und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln — dann werden wir bei ihm selbst die sicherste Auskunft finden. Die Lösung des psychologischen Räthsels wird sich anbahnen.

IV.

Der Convertit und sein Selbstbekenntniß.

Erscheint der Uebertritt zu einem anderen religiösen Bekenntniß schon der Umgebung des Convertiten so wichtig, daß sie sich darüber in Vermuthungen und Deutungen ergeht, so muß dieser Schritt für den Convertiten selbst von noch unendlich höherer Bedeutung sein. Darum hat es alle gebildeten Convertiten gedrängt, über die Motive und die Veranlassung ihres Uebertritts, über den Gang ihrer Bekehrung, über die fördernden oder zurückhaltenden äußeren Einflüsse, über die Wandlungen und Zustände ihrer Seele nicht bloß sich selbst Rechenschaft abzulegen, sondern auch

ihrer Umgebung, der Mit- und Nachwelt Zeugniß zu geben. Sie glaubten es sich selbst und ihrer eigenen Ehre, mehr aber noch der Wahrheit und dem religiösen Bekenntniß, das sie erstrebt und errungen hatten, schuldig zu sein.

Solche Selbstbekenntnisse und Seelengemälde werden immer interessant sein. Allerdings scheint eine gewisse Einförmigkeit hier unvermeidlich; handelt es sich ja doch immer um die Verherrlichung des religiösen Bekenntnisses, zu dem man übergetreten. Aber die Wege, auf denen die Convertiten geführt wurden und die schließlich allerdings alle zu demselben Ziele hin leiten, sind doch so verschieden und so mannigfaltig, als es die Geistesrichtungen und Schicksale der Menschen und die Führungen der göttlichen Vorsehung sind.

Bischof Räß hat in seinen ‚Convertiten seit der Reformation‘ eine reiche Zahl von Conversionsschriften der verschiedensten Verfasser abdrucken lassen. Auch Angelus Silesius ist darunter vertreten.

Scheffler ist alsbald — noch nicht vierzehn Tage — nach seinem Uebertritt mit einer kurzen Conversionsschrift hervorgetreten, die später, besonders unter den Angriffen seiner Gegner, bedeutend erweitert wurde. Sie hat die Ueberschrift:

Johannes Schefflers
gründliche Ursachen und Motive,
warum er von dem Lutherthum abgetreten und sich zur katholischen Religion bekannt habe.

Günstiger, lieber Leser! Weil sich nicht allein das ganze Fürstenthum Oels, dem ich treulich und aufrichtig gedient, sondern auch hiesiger Ort und viele Andere, die mich kennen, über mein öffentliches Bekenntniß zur katholischen Kirche höchlich verwundert, Jedermann gern wissen möchte, was für Gründe mich dazu bewegt haben, so habe ich nicht unterlassen wollen, dieselben schriftlich aufzusetzen und in

öffentlichen Druck zu geben, damit einem Jedweden kund werde, daß ich es aus keinem unbedachtsamen Verfahren, sondern aus hocherheblichen Ursachen und unumstößlichen Gründen gethan. Maßen ich denn auch ganz unzweifelhaft gewiß bin, daß die römisch-katholische Kirche die wahre, einige, heilige, allgemeine Kirche Christi ist; und dessen ein solches standhaftiges Zeugniß in meinem Gewissen befinde, daß ich Gott, welcher mein Herz regiert hat, die Wahrheit mit Hintansetzung menschlichen Respektes, Verlierung weltlicher Ehre und zeitlichen Genusses, frei, öffentlich und ungescheut zu bekennen, von Grund meiner Seele danke.

Bitte derohalben alle diejenigen, welche mich deßwegen schelten und tadeln, sie wollen nicht allein meine hienach beigesetzten Motive, sondern auch viele andere mehr, mit welchen die Wahrheit der römisch-katholischen Kirche bezeugt wird, vernünftig erwägen und betrachten. Ich lebe der gewissen Zuversicht, sie werden befinden, daß ich als ein aufrichtiger Christ gehandelt, indem ich, was ich in meinem Herzen getragen, nach gänzlicher Ueberzeugung meines Gewissens, mit dem Mund öffentlich bekannt habe, und kein Heuchler sein noch bleiben wollen. Welches Erkenntniß und Bekenntniß ich einem jeden Menschen von Grund meiner Seele wünsche. Breslau, am Tag S. Joannis Baptistae, anno 1653.

I. Gründliche Ursachen und Bewegungen meines Abtretens vom Lutherthum.

1. Die Neuheit der Lehre, indem seit der Apostel Zeiten her bis Luther keine, auch noch so kleine, Gemeinde jemals gewesen, die all' dasjenige geglaubt und gehalten, was Luther hervorgebracht; auch kein einziger bewährter Kirchenlehrer bis dato zu finden, der die Artikel und Gebräuche der katholischen Kirche, welche Luther für unrecht und irrig ausgeschrieen, gestraft, und im Gegentheil Alles

gelobt und gelehrt hätte, was er (Luther) und seine Nachfolger für gut und der heiligen Schrift gemäß geglaubt haben.

2. Der ungewisse, zweifelhaftige, von jedem Lüftlein bewegte Grund, auf welchem das Lutherthum mit andern Sekten steht, nämlich nicht (wie sie lehren) das reine Wort Gottes, sondern die nach ihrem eigenwilligen Kopf und vorgefaßter Meinung ausgelegte Schrift durch die von Gott ungelehrten und ungesandten Prediger.

3. Der Leichtsinn und die Unschamhaftigkeit, item der Uebermuth und die höchste Unflätigkeit des Religionsstifters Luther; daraus ist untrüglich geschlossen, daß der heilige Geist, welcher ein Geist des hohen Ernstes, der Keuschheit und der Demuth ist, auch in den Heiligen Gottes niemals sich selbst widersprochen, sondern allzeit gleich, beständig und übereinstimmig gelehrt, dem Luther nicht beigewohnt hat. Und also folgerichtig er nicht von ihm erleuchtet noch gelehrt worden, die heilige Schrift oder die in derselben enthaltene Wahrheit zu erkennen und der Gemeine Christi vorzutragen. — Daß aber Luther oben berührter Laster schuldig ist, kann man überhaupt in seinen Tischreden genugsam finden; zum zweiten seinen Uebermuth insonderheit in seinen andern Schriften sehen. Indem er nicht allein Fürsten und Herrn, Kaiser und Könige sehr schimpflich und ungebührlich traktirt, sondern auch seinen Jüngern ausdrücklich befohlen hat, den Papisten zu sagen: ‚Luther will's so haben; Papist und Esel ist ein Ding; sic volo, sic jubeo; stat pro ratione voluntas,' und wie die trotzigen Worte ferner lauten. Welches keiner von den Propheten und heiligen Vätern, auch das ganze Concilium der Apostel nicht einmal gethan hat; sondern sie haben mit demüthigen Worten geschrieben: Es gefällt dem heiligen Geist und uns, wie in ihrer Geschichte Kap. 15 zu lesen. Zum dritten ist er auch wankelmüthig und in der

Lehre mit sich selbst im Widerspruch. Bald sagt er so, bald wieder anders. Bald gibt er das Fegfeuer zu, bald leugnet er es wieder. Bald ist ihm die Ehe ein Sakrament, bald wiederum nicht. Bald verwirft er die Anrufung der Heiligen, bald ruft er sie selber an. Wie er denn in der Vorrede über das Magnifikat die heilige Jungfrau Maria mit ausdrücklichen Worten anruft, daß sie ihm den heiligen Geist wolle helfen erbitten, damit er ihren Gesang desto besser auslegen könne; und was dergleichen Vieles, welches Alles anzuführen nicht hiesigen Ortes ist.

4. Die Uneinigkeit seiner Nachfolger in unterschiedlichen Glaubenspunkten, wie Solches aus dem Dresdener Dekret, vor etlich und siebenzig Jahren promulgirt, zu sehen. Was von jener Zeit bis auf heutigen Tag für Zwiespalt und Uneinigkeit entstanden, ist unnöthig zu erzählen.

5. Die höchste Untreue und Sorglosigkeit der Hirten gegen die ihnen anvertrauten Seelen, indem sie sich über den geistigen Zustand einer jeden insbesondere nicht im Geringsten bekümmern, noch die ihnen wohl bewußten Laster im Geheimen und in's Angesicht (wie Nathan beim König David) aufrichtig und ungescheut strafen; noch um die von ihrer Heerde sich verirrenden Schäflein einige Mühe sich angelegen sein lassen, daß sie dieselben möchten wiederbringen, wann sie nicht von Freunden absonderlich dazu erbeten, oder von der Obrigkeit ermahnt werden, oder einen Lohn zu hoffen haben, welches offenkundig und am Tage ist, und ich mit unleugbaren Exempeln wohl beweisen könnte.

6. Daß das geistige und von weltlichen Verunruhigungen abgesonderte Klosterleben ganz und gar ausgereutet worden, ja von Vielen noch heutigen Tages ganz unvernünftig verdammt wird, da doch dasselbe so viele heilige Väter geliebt, gelobt und gelebt, und eine zahllose

Menge gottverlobter Jungfrauen von vielen Jahren her mit ihrem Beispiele bestätigt haben, auch dessen Anfang und Vorbild nicht allein im neuen Testament, bald von den ersten Christen in Jerusalem gelegt worden, sondern auch im alten Bunde bei den Israeliten in hohem Preis gewesen. Wie an den Essenern und Rechabiten, welche Gott selbst gelobt, an den Propheten und Johannes dem Täufer zu sehen.

7. Die verkehrte und höchst verwerfliche Lehre, daß einem Christmenschen unmöglich sei, die Gebote Gottes zu halten, welches eine schreckliche Lästerung wider Gott und seinen Gesalbten ist. Denn 1) wird hiermit gelästert die göttliche Weisheit und der Thorheit bezüchtigt, als welche nicht zuvor gewußt hätte, wie viel sie dem Menschen auflegen und gebieten solle, und was ihm möglich und unmöglich wäre. 2) Wird die göttliche Allmacht gelästert, als welche ihren Creaturen nicht so viel Kraft und Stärke verleihen könne, um das von ihnen Geforderte zu thun. 3) Wird das Verdienst Christi und sein bitteres Leiden gelästert, als welche uns nicht so viel Gnade von Gott erworben hätte, daß wir könnten in seine Fußstapfen treten, wandeln wie er gewandelt, und seinem tugendhaften Bild in Heiligkeit und Gerechtigkeit ähnlich werden. 4) Wird auch der Mund der Wahrheit selbst freventlich und unverantwortlich einer schändlichen Lüge bezüchtigt. Matth. 11. I. Joh. 5, 3. Schließlich wird auch der ganzen heiligen Schrift widersprochen; und allen heiligen Propheten und Aposteln, welche einhellig die Menschen zu Haltung der Gebote Gottes antreiben und vermahnen, ein Schimpf angethan, als welche ganz unverständiger Weise sich selbst und ihren Kindern ein unerträgliches Joch auflegten, da doch St. Paulus frei und freudig ausruft: Ich vermag Alles in dem, der meine Stärke ist. Aus welchem folgt

8. Die gänzliche Verzweiflung, zu der evangelischen

Vollkommenheit zu gelangen, nach welcher doch unser Heiland seine lieben Jünger zu streben fleißig und oft ermahnt und dieselbe nebst ihnen allen Christen um seiner Glorie willen zu ergreifen treulich gerathen hat. Dabei sich auch befindet, weil nach ihrer Sage das Verdienst Christi schon Alles gethan hat, und wir mit unserem Thun (wie auch dem Guten) nur Gottes Zorn verdienen.

9. Daß man insgemein keine Tugend übt, noch wie man sie üben solle unterwiesen wird. Und dieses kann Keiner läugnen. Denn die Klöster, welche dazu aufgerichtet und auch von den Alten Asceteria (Uebungs- oder Betrachtungsstätten) genannt worden, sind dahin. In den Schulen weiß man ja von keinem einzigen Doktor und Lehrer der Ascese, wie es die öffentliche Untersuchung bezeugen wird. So will ich auch nicht verhoffen, es werde Jemand sagen, man würde auf den Akademien dazu angehalten und ermuntert. So kann ich auch in den Kirchen und öffentlichen Versammlungen kein wirkliches Exempel sehen; es wäre dann, daß man Stillsitzen, Lesen, Singen und Predigthören dafür wollte gelten lassen: welches doch noch lang nicht Tugend üben heißt. Und ob zwar in den Predigten viel geschrieben wird, daß man solle gottesfürchtig und tugendhaft sein, so wird doch die Uebung derselben als eine papistische Einwirkung (oder auch Werkheiligkeit) jederzeit verworfen.

10. Die hochschädliche und in die Hölle stürzende Lehre von der Rechtfertigung: nämlich, daß der Sünder vor Gott gerecht werde durch seinen besonderen Glauben, d. h. durch diesen allein, daß er glaubt und meint, er sei gerecht und Christus habe für ihn gelitten und gethan. Welches sich auch ein leichtfertiger Mensch einbilden kann. Item daß die Sünden nicht gänzlich weggenommen, sondern nur mit dem Mantel der Verdienste Christi zugedeckt werden, und wir keine innerliche Gerechtigkeit haben können. Welches ein rechtes Pflaster ist, womit die Sünden belegt und be-

schmiert werden; und also der alte Mensch erwärmt und gestärkt, hergegen der neue, welcher nach Christo Jesu sollte geschaffen sein, erstickt wird.

11. Die freventliche Verwerfung der ihnen (den Lehrern insgemein) ganz unbewußten geheimen Kunst der Gemeinschaft mit Gott (Theologia mystica), welche doch der Christen höchste Weisheit ist und von den heiligen Eremiten, vielen Vätern und Jungfrauen ganz inniglich ist geübt und herrlich gelehrt worden. Ihnen aber müssen die Liebhaber derselben Enthusiasten, Schwärmer und weiß nicht was mehr sein.

12. Die verkehrte und falsche Uebersetzung der heiligen Schrift, welches ich einem jeden Literaten, der es begehren möchte, genugsam darzuthun erbötig bin. Und zwar bedarf es allhier der Mühe nicht. Höret doch der gemeine Mann selbst in öffentlichen Predigten, wie oftmals seine Lehrer die verdeutschte Bibel Luthers nach den Grundsprachen meistern, mustern und tadeln. Dennoch aber mußte es gleichwohl das lautere und reine Wort Gottes sein und auch bleiben.

13. Gedachter heiligen Schrift selber angemaßte Meisterung und derselben falsche Auslegung nach ihrem eigenen Kopf und Gutdünken.

14. Die unverschämte Bezüchtigung und Verleumdung der heiligen Väter (des heiligen Geistes, welcher in ihnen war und sie in alle Wahrheit leitete, zu geschweigen), daß sie in den Glaubenspunkten, um welcher willen die Lutherischen von der katholischen Kirche abgefallen, geirrt hätten; und hergegen die strafwürdige Einbildung, daß sie allein nicht irren könnten, bei ihnen allein werde das Wort Gottes lauter und rein gelehrt; sie allein hätten den rechten Verstand der Schrift rc.

15. Die fast gänzliche Geringschätzung und Verachtung der lieben Heiligen im Himmel, ja ich darf wohl sagen,

der Heiligung. Denn die gemeine Praxis gibt mir dessen genugsamen Beifall. Und ob sie zwar wegen des ersten Gliedes allzeit widerrufen, sie ehrten die Heiligen auch: so kann doch Keiner mit Wahrheit sagen, daß auch in der öffentlichen Kirchengemeinde jemals der geringste Cultus oder Ehrfurchtsbezeigung, welche ein Bauer seinem Schultheißen erweist, der hochwürdigsten Jungfrau und Mutter Jesu, als der Allerheiligsten nach ihm, gegeben werde. Wie kann es aber wahr sein, daß sie alle Heiligen, und zwar auch die, denen sie vorgeht, ehren? Und daraus folgt:

16. Daß sie keine Gemeinschaft mit gedachten Heiligen haben, welches doch ein Artikel des Glaubens ist: wiewohl Luther im Kinderkatechismus seinem Sinne nach Communionem fälschlich mit Gemeine verdolmetschet hat.

17. Daß durch die ganze Zeit, so lang das Lutherthum gewährt, nicht ein einziger Heiliger zu finden, da doch die christliche Kirche wegen der Heiligen heilig ist und in allen Jahrhunderten solche Glieder sichtbarlich gehabt hat.

18. Daß bis auf den heutigen Tag nicht ein einziges Wunder geschehen, mit welchem diese Lehre wäre bestätigt worden, da doch unser Heiland (Marc. 16) seiner wahren Kirche zum Zeugniß solche verheißen hat.

19. Daß man das unaufgeschriebene und von den Aposteln nur mündlich gelehrte und empfangene Wort Gottes für nichts und abergläubisch hält und die apostolischen Satzungen, welche zur Tödtung des Fleisches und Erhaltung guter Sitten sehr dienlich, nebst andern Gebräuchen der katholischen Kirche abgeschafft hat, da man doch erweisen kann, daß dieselben schon vor 12, 13, 14 und 1500 Jahren, ehe Luther aufgekommen, gehalten worden.

20. Daß die christliche Liebe fast gänzlich unter ihnen erkaltet ist; welches ein gutmüthiges Herz leicht aus den Werken erkennen kann, wenn er betrachtet: wie so geringe Gaben bei Ausbauung oder bloßer Ausflickung einer Kirche

gesammelt werden, wie die Exulanten so wenig versehen, aufgenommen und gepflegt werden, wie die Prediger öffentlich klagen, daß ihnen wenig oder nichts von ihren Kirchengliedern gegeben werde; und wie sie selbst so schlechten Eifer haben, daß sich Einer nicht gern über die Gasse, geschweige über Land, unentgeltlich bemühet, seinen des Irrthums bezüchtigten Nächsten zu besuchen und zu ermahnen: viel weniger, daß Einer Leib und Leben zu den Heiden wagen sollte und sich die Arbeit auferlege, dieselben zum christlichen Glauben zu bekehren.

Aus welchem Allem sammt und sonders ein jedweder verständiger Mensch, welcher nicht muthwillig seine Augen selbst verschließt, und unvernünftig auf gut heidnisch bei dem bleiben will, was ihnen von Jugend auf ist eingedichtet worden, unfehlbar schließen kann:

1. Daß das Lutherthum auf das Wort Gottes nicht gegründet, sondern ein bloß eigensinniges Vernünfteln der unerleuchteten und von zuvor eingebildetem falschen Wahn eingenommenen Lehrer sei, welche noch ihre Zuhörerschaft lügenhafter Weise bereden, es wäre die heilige Bibel vor Luther so verachtet gewesen, daß er sie unter der Bank hervorgezogen; es würde im Papstthum die größte Abgötterei getrieben; man thäte Christo die höchste Schmach und Unehre an mit Verehrung der Heiligen; item man weise die Menschen nicht zu Christo, sondern zu den (wie sie sagen) elenden Heiligen; die Päpste hätten die Kirche mit ihren Satzungen geschändet und verführt, und was dergleichen unverschämte Lügen und Verleumdungen mehr sind.

2. Daß der heilige Geist nicht bei dieser Reformation oder vielmehr Deformation gewesen und noch sei, wie Luther von seiner Zeit selbst bezeugen muß, da er spricht: „Die Leute werden unter dem Evangelio viel ärger als sie zuvor gewesen; und da sie zuvor unter dem Papstthum mit Einem Teufel besessen gewesen, wären sie jetzt mit sieben Teufeln besessen

3. Daß das Lutherthum nicht die Kirche sei, bei welcher Christus bis an das Ende der Welt zu bleiben versprochen, weil sie erst vor hundert Jahren entstanden und zuvor nirgends gewesen.

II. Ursachen und Bewegungen meines Uebertritts zur katholischen Kirche.

1. Weil die römisch-katholische Kirche, wie aus der Geschichte unwiderleglich hervorgeht, ihre Lehre und ihren Anfang von den heiligen Aposteln selbst, nicht allein schriftlich, sondern auch mündlich empfangen und genommen, dieselbe durch ihre Nachfolger von Hand zu Hand fortgepflanzt, wider alle Ketzereien vertheidigt, mit dem Blute vieler Martyrer bezeuget, mit kräftigen Wunderthaten bestätigt, und durch die rechtmäßige immerwährende Succession der römischen Bischöfe mit Beistand des heiligen Geistes unverfälscht bis auf unsere Zeit bewahrt hat; wie Solches aus den Schriften und übereinstimmenden Zeugnissen der Väter, welche im ersten, andern, dritten, vierten, fünften Jahrhundert nach Christi Geburt und so fort gelebt, sich als Glieder der katholischen Kirche erkannt, ihre Lehre für heilig und dem Worte Gottes gemäß gehalten haben, gar leicht kann erwiesen werden.

2. Daß die Väter und Kirchenlehrer ernste, demüthige, heilige und Gott von ganzem Herzen suchende Männer gewesen, welche der in ihnen wohnende heilige Geist als ein Geist der Wahrheit in keinen solchen schädlichen und verdammlichen Irrthümern, deren sie von den Lutherischen bezüchtigt werden, hat können stecken lassen, sondern sie nach der Verheißung Christi in alle Wahrheit geleitet.

3. Daß man für jedwede Seele absonderlich Sorge trägt, ihr Gewissen und ihren Zustand erforschet und ihr die gehörige Arznei vorschlägt; welches nicht allein in der …cht, da ein Jeder sein Herz mag vertraulich und zu-

versichtlich ausschütten, sondern auch bei andern Anlässen geschieht.

4. Daß das geistliche Leben zur Vermehrung der Glorie Christi beständig gehalten wird, wie es denn von den heiligen Vätern erstlich in Egypten und nachher in der lateinischen Kirche bei 1200 Jahren her ist geübt worden.

5. Daß dem heiligen Evangelio und aller Heiligen ausdrücklichen Darthuung gemäß gelehrt wird, es könne ein Christenmensch durch die Kraft Christi und Gnade des heiligen Geistes die Gebote Gottes halten.

6. Daß man sich, und sonderlich in vielen geistlichen Orden, höchst bemüht, die evangelische Vollkommenheit zu erlangen, und dieselbe für möglich, Christo Ehre bringend und dem Menschen selbst vor Gott hochrühmlich, von der ganzen Kirche bekannt wird.

7. Daß man mit großem Eifer die Uebung der Tugend treibt und die geheime Gemeinschaft mit Gott, in welcher der Mensch zur göttlichen Beschaulichkeit geführt wird, in hohem Preise hält. Maßen dann das erste aus den unzähligen ascetischen Büchern sowohl alter als neuer Schriftsteller, das andere insonderheit aus den Stiftungen des hl. Franziskus, des hl. Ignatius, Gründers der Gesellschaft Jesu, des hl. Johannes vom Kreuz, des ersten Karmeliter-Barfüßers, und der heiligen Jungfrau Theresia zu sehen, welche nicht nur für sich die göttliche Kunst der Beschaulichkeit ganz inniglich geübt, und wie die feurigen Seraphim der Liebe und Anschauung ihres Schöpfers (soviel in dieser Sterblichkeit möglich) genossen; sondern auch die Ihrigen darin unterwiesen und dazu angeleitet haben. Und dieß wird noch heutigen Tages in Leben und Schriften fortgesetzt.

8. Die Demuth der katholischen Kirchenlehrer, welche die heilige Schrift nicht nach ihrem eigenen Sinn, sondern nach der Uebereinstimmung der Väter und früheren Kirchenlehrer erklären.

9. Daß die katholische Kirche die guten Satzungen und gottseligen Uebungen der lieben Alten nicht verworfen, sondern noch bis heute beibehalten habe.

10. Daß sie die himmlischen Heiligen als liebe Freunde und hochwürdige Mitglieder, und bei Gott, dessen Angesicht sie unausgesetzt schauen, vielvermögende Großfürsten, gebührlich verehrt und sie als Beispiele der Nachfolge und Heiligung vorstellt; mit ihnen nicht allein durch Gebete, Ansprache und geistlichen Genuß ihrer von Gott empfangenen Gaben communizirt, sondern auch der persönlichen Erscheinung und Besuchung genießt, — wie Solches in den Lebensgeschichten der Heiligen überflüssig zu sehen und daraus die liebliche Gemeinschaft der triumphirenden Kirche mit der streitenden und leidenden unfehlbar erkannt wird.

11. Die große Anzahl der heiligen Menschen, welche von der Kirche wegen ihres öffentlichen Zeugnisses der Heiligkeit sind canonisirt worden; anderer Uncanonisirten, die doch ebenfalls eines unsträflichen Wandels und göttlichen Lebens gewesen, zu geschweigen.

12. Die zahllose Menge der Wunder, mit welchen durch die heiligen Gottmenschen die Wahrheit der Kirche in allen Jahrhunderten ist bewährt worden.

13. Die besondere Gabe der Weissagung, welche viele Heilige in hohem Grade besessen haben.

14. Daß die Liebe Gottes und des Nächsten noch wie vor Alters in dieser Kirche glühet, aus welcher Antrieb nicht allein die verirrten und verblendeten Seelen in der Christenheit aufgesucht werden, sondern auch ihrer Viele mit Leibes- und Lebensverlust unter die Heiden sich wagen und um der Ehre Gottes willen Martyrer werden.

15. Daß der heilige Geist in seinen erleuchteten und geheiligten Gottmenschen (deren unter dem Papstthum in allen Jahrhunderten viel gewesen) diejenigen Lehrpunkte und Gebräuche der Kirche, welche die Lutherischen verwerfen,

nie verworfen hat, welches er sonst, wo sie abgöttisch
verdammlich wären, nimmermehr würde unterlassen hal

16. Die untrügliche Verheißung Christi, daß er
wolle beistehen, und daß die Pforten der Hölle sie n
sollen überwältigen; und daß er sie wolle durch den
ligen Geist in alle Wahrheit führen und bei ihr blei
bis an's Ende der Welt. Welches er auch bis auf d
Stunde kräftiglich bethätigt, daß sie nicht allein die gro
heidnischen Verfolgungen ausgedauert, sondern auch
Macht der Ketzer sieghaft überwunden hat.

Und dieses ist es, so ich vornehmlich habe auffe
wollen, welches mich nebst andern Punkten, die alle an
führen ich nicht für nöthig finde, bewogen und schlie
unbezweifelt zu glauben und zu bekennen überzeugt hat,
die römisch-katholische Kirche die wahre, einige, uralte,
gemeine, apostolische Kirche sei, welche auf einen unbew
lichen Felsen gegründet, den heiligen Geist zu ihrem Beist
habe und nicht irren könne; die heilige Schrift nach ih
rechten Verstand und Sinne des heiligen Geistes ausl
den wahren Fußsteig zur Seligkeit und wie man ihn ric
und hurtig wandeln solle, die Anleitung habe, und
besserem Grunde als eine Sekte, die außer ihr ist, der Kr
des ewigen Lebens und der himmlischen Glorie sich trö
könne; und derowegen sich billig unter sie zu demüthi
und ihr als einer lieben und treuen Mutter gehorsam zu s

(Es folgt dann noch ein Bekenntniß über das hei
Altarssakrament und eine Vertheidigung der Commun
unter Einer Gestalt.)

Und hiermit bezeuge ich vor dem Angesichte Gottes
der Heiligen, daß ich Niemanden zu Lieb oder zu L
sondern mit gutem Wissen und Gewissen auf Antrieb
Geistes des Herrn (dem ich niemals vorsätzlich und h
starrig widerstrebt, auch ihn von Kindheit auf um s
Wahrheit angerufen) mich zu der katholischen Kirche zu

geben und ein Mitglied derselben ohne einigen Stutz oder Scrupel, frei und öffentlich zur Ehre Gottes und Bezeugung der Wahrheit bekannt habe; auch mit der Hülfe Gottes ein lebendiger Zweig derselben ewig zu bleiben gedenke.

Wünsche derowegen von Grund meines Herzens, daß Gott der Barmherzige und Gnädige alle Menschen durch solche Mittel, Wege, Licht und Erkenntniß, wie er mich geführt, wolle hereinbringen und erhalten; damit die christliche Kirche in Frieden, Ruhe und Einigkeit seine Majestät einhelliglich möge loben, rühmen und preisen. Welches Er auch mit großer Güte thun wird, so Er nur ein Herz findet, das sich Ihm in kindlicher Demuth unterwirft, seiner Leitung folgt, seine Ehre allein recht und aufrichtig beabsichtigt, und nicht mit pharisäischer Hoffart und voreingebildetem falschen Wahn Ihm widerstrebt, oder ja durch menschlichen Respekt oder andere zeitliche Wohlfahrt sich abhalten läßt: vor welchen Stricken Gott alle guten Seelen gnädiglich behüten wolle.

Die Gnade des Herrn sei mit uns Allen. Amen.

Die Conversionsschrift enthält dann noch eine „Zugabe für den einfältigen Leser“ desselben Inhalts, aber in kurzen Schlagsätzen, und „sechzehn Fragen, auf welche die Prädikanten freundlich ersucht werden, ihre Meinung unbeschwert zu eröffnen und zu sagen, ob nicht aller von der Kirche verdammter Ketzer Anfang, Fortgang und Ende also beschaffen war, wie der Lutheraner, Calvinisten, Wiedertäufer u. s. w.“

Nachdem die erste Auflage dieser Schrift im Jahre 1653 zu Olmütz erschienen war, wurde noch in demselben Jahr zu Ingolstadt ein Neudruck derselben veranstaltet. Scheffler hatte sofort ein Exemplar derselben an den Jesuitenpater Jodocus Kedd nach Regensburg geschickt, mit der

Bitte, das Werkchen in's Lateinische zu übersetzen und nach Belieben mit Zusätzen zu vermehren. So entstand ein umfassendes Werk in zwei Quartbänden, das unter dem Titel: Joh. Schefflerі causae fundatae etc. zu Straubingen im Jahre 1654 erschien. Wir kommen sogleich darauf zurück.

Auf den unbefangenen Leser macht die Conversionsschrift Schefflers den Eindruck, daß er nicht unvorbereitet, sondern nach gründlicher Erwägung und umfassenden Studien, nicht aus weltlichen und irdischen Gründen, sondern aus innerster Ueberzeugung, aus dem tief empfundenen Bedürfniß, einzig auf diesem Wege sein Seelenheil zu erlangen, den wichtigen Schritt gethan hat. Das könnte uns genug sein. Aber anziehend und lehrreich wird es immer bleiben, die Vorgänge in einer solchen ringenden Menschenseele zu erforschen, oder — um es anders auszudrücken — den wunderbaren Wegen der göttlichen Gnade nachzuspüren, die so mannigfach und verschieden je nach dem Bedürfnisse des Einzelnen, oft verschlungen und verborgen, nicht selten aber klar und offen daliegen.

„Es gibt Menschen," sagt Tholuck, „deren Element die Unmittelbarkeit ist, sei es, daß sie sich im vorherrschenden Gefühle oder im praktischen Handeln zeigt; für sie enthält die Religion Gewißheit, wenn sie das Gemüth beseligt und für das Leben eine höhere und heilsame Norm gibt." Zu dieser Classe werden mehr oder weniger alle dichterisch begabten Naturen zählen; und ich glaube, man thut nicht Unrecht, wenn man auch Angelus Silesius zu ihnen zieht. Sein unmittelbares, starkes Gefühl hat ihn zur Mystik hingetrieben, welcher er mit auserlesenen Freunden von Jugend auf gehuldigt hat. Aber glücklicher als diese Freunde, ist er von Jakob Böhme zu der katholischen mittelalterlichen Mystik weiter geschritten. „Jakob Böhme," schreibt er, „habe ich so wenig für einen Propheten gehalten als Luthern; daß ich aber etliche seiner Schriften gelesen, ist wahr, und

ich danke Gott dafür; denn sie sein große Ursache gewest, daß ich zur Erkenntniß der Wahrheit kommen und mich zur katholischen Kirche begeben habe." Wie bitter er das beschauliche Leben im Protestantismus vermißt, wie hoch er es in der katholischen Kirche, besonders in ihren klösterlichen Anstalten, preist, zeigt seine Conversionsschrift (I, 6. 9 und 11; II, 7).

Ein solches Gemüth, das bei einem Johannes vom Kreuz und bei einer hl. Theresia in die Schule gegangen (II, 7), konnte nur in der katholischen Kirche Befriedigung finden. Und diesem Gemüthe wohnte ein Drang nach unmittelbarer Bethätigung des praktischen Christenthums inne, ein Drang, der sich durch die unfruchtbaren Glaubensstreitigkeiten der verschiedenen protestantischen Richtungen angewidert fühlte (I, 4), an der Sorglosigkeit der protestantischen Seelenhirten Anstoß nahm (I, 5), den Mangel an christlicher Werk- und Opferthätigkeit tief empfand (I, 20) und sich dann getrieben fühlte, all' diese schweren praktischen Mängel bei seinen bisherigen Glaubensgenossen auf die anstößigen Haupt- und Fundamentallehren des Protestantismus von dem allein seligmachenden Glauben, von der Unmöglichkeit guter Werke, der Haltung der göttlichen Gebote und der christlichen Vollkommenheit zurückzuführen (I, 7. 8. 9. 10). Dieser selbe Drang fand im Katholizismus seine Befriedigung; und wenn etwa die Gegenwart nicht jedem idealen Verlangen genügte, so flüchtete es sich zu den Gefilden hoher Ahnen, in das weite Reich der kirchlichen Heiligen (II, 5. 6. 11. 14). Daß der feine sensitive Geist eines Scheffler sich durch die unläugbaren Derbheiten und Grobheiten Luthers, wie durch dessen augenscheinlichen Uebermuth und Trotz abgestoßen fühlte (I, 3), mag nur nebenbei erwähnt sein.

Wer aber so wie Scheffler in den dunkeln Tiefen der Mystik wandelte, auch ohne Zweifel schon in manchen Abgrund des Irrthums gestürzt war und sich nur mit Mühe

aus demselben emporgearbeitet hatte, wer daneben jene geistige Schärfe, jenen schneidigen Verstand besaß, den man in Schefflers Controversschriften bewundern kann, der mochte sich wohl nach einer höheren und zuverlässigeren Autorität umsehen, als sie in der Bibel enthalten ist, die erst noch der eigenwilligen Auslegung unterliegt, oder in den symbolischen Büchern, über die eben der Zank schon lange entbrannt war. Diese Autorität, an welcher sich die gefährliche mystische Spekulation wieder zurecht finden kann und die den Glauben regelt, mußte nun Scheffler in der katholischen Kirche erblicken. Und ihren rechtmäßigen Bestand, ihre Uebereinstimmung mit der Urkirche, für welche schon der Name „katholisch" nicht ohne Bedeutung ist, ihre Treue und Strenge in Bewahrung des hinterlegten Glaubensschatzes, das Alles mußten ihm geschichtliche und patristische Studien vermitteln.

Und an dieser Stelle wurde sicherlich von dem Bekehrer des Dichters eingesetzt, mag es nun der Prior der Kreuzherren, Heinrich Hartmann, oder ein Breslauer Jesuit gewesen sein. Von sichtbarem und beiderseits zugestandenem Einflusse waren die Schriften des oben erwähnten Jesuitenpaters Kedd. Ob Scheffler mit demselben in persönliche Berührung getreten ist, bleibt zweifelhaft. Kedd sagt in der Vorrede zu den erwähnten Causae fundatae: „Vor Kurzem kehrte unter Anderen zum Schoße der Kirche zurück Joh. Scheffler, ein sehr erfahrener Doktor der Medizin, der in Briefen an mich klar und offen bekennt, er sei durch Lesung meiner Streitschriften und durch Kenntnißnahme der darin enthaltenen Beweggründe, nicht minder durch die nichtsnutzigen Antworten der Lutheraner auf meine zwölf Fragen, unter dem Beistande der göttlichen Gnade dahin bewogen und geführt worden, daß er dem Irrthum entsagt und der katholischen Wahrheit sich angeschlossen habe." Von den Schriften des P. Kedd, die nach damaliger Gewohnheit

zum Theil etwas wunderliche Titel führen, werden in den Streitschriften Schefflers folgende erwähnt: 1) ‚Religions-Spiegel, darinnen zwölf propositiones allen lutherischen und calvinischen Prädikanten gründlich und freundlich vorgehalten‘ ꝛc. Motto: „Mögen sie's machen, wie sie vermögen, noch steht der Bogen des Triumphes.“ — 2) ‚Evangelisch Kelterhaus und Hertzenspreß, durch welche den Lutherischen und Calvinischen die Bekenntniß der Wahrheit ausgepreßt und abgedrungen wird.‘ Köln, 1650. — 3) ‚Heliopolis oder Sonnen-Statt unsers Heylandts Jesu Christi.‘ Köln, 1650. — 4) ‚Widerlegung der Antwort, so zehen lutherische Prädikanten auf die zwölf Propositionen ohne einigen Grund ausgegeben.‘ Prag, 1652. — 5) ‚Rechtmäßige Schuldforderung an alle neu-evangelische an- und abwesende Prädikanten mit beigefügter Ostergab, und mit lebendigen Farben abgemaletem Luther.‘ Ingolstadt, 1653. — 6) ‚Der von alten und newen Ketzerlumpen zusammen geflickte Lutherische Bettelmantel. Straubing 1655.[25]

Gegen Schefflers Conversionsschrift trat Christian Chemnitz in Jena mit einer lateinischen Gegenschrift, betitelt: „Prüfung der Gründe, mit denen Joh. Scheffler unsere Religion bekämpft,“ hervor. Für jetzt erschien Scheffler nicht weiter auf dem theologischen Kampfplatz, den er erst nach 10 Jahren wiederum betrat, um ihn dann für den Rest seines Lebens zu behaupten. Vielmehr begann er eine praktische Glaubensübung, die seine Gegner für lange Zeit nicht minder beschäftigte.

Drei Meilen von Breslau liegt das Kloster Trebnitz, gegründet zu Anfang des 13. Jahrhunderts von der hl. Hedwig und ihrem Gemahl Heinrich I., Herzog von Schlesien, und den Cisterzienserinnen hauptsächlich zur Erziehung armer Mädchen eingeräumt, jetzt Wollspinnerei, während die Kirche, in deren Krypta sich ein Hedwigsbrunnen befindet,

noch jetzt am St. Hedwigstage eine bedeutende Anzahl von Pilgern zu dem Grabe der Heiligen hinzieht, die als Schlesiens Schutzpatronin verehrt wird und nach dem Tode ihres Gemahls hier ihre letzten Lebensjahre zubrachte. Nach langer Unterbrechung hatte im Jahre 1649 wieder die erste Wallfahrt dahin stattgefunden und war in den folgenden Jahren, ohne gerade bedeutende Theilnahme zu finden, wiederholt worden. Erst im Jahre 1656 wurde sie mit reicher Ausstattung gehalten. Es war wohl sicher in diesem Jahre, daß Scheffler „der Wallfahrt vorgegangen unerschrocken mit einer Fackel in der Linken, mit einem Crucifix in der Rechten, mit einer dörnernen Krone auf dem Haupte", wie der Pater Schwartz mittheilt. Einer solchen prononcirten Haltung gegenüber nahmen die Gegner zu den niedrigsten Klatschereien ihre Zuflucht. Spöttisch erzählten sie sich, Scheffler sei auf der Wallfahrt in den Koth gefallen — betrunken, setzten böse Mäuler hinzu. Die Sage vererbte sich. In einem Spottgedicht, das vielleicht zehn Jahre später in Breslau unter dem Titel: „Des nichtswürdigen und übel gelehrten Doktor Schefflers Klage-Lied" erschien, heißt die elfte Strophe:

Fleißig will ich auch halten mich
Zu den Processionen,
Darbei erzeign andächtiglich,
Will tragen Dornen-Kronen,
Mariam fleißig rufen an,
Daß sie woll treulich mir beistahn,
Auf daß ich nicht thu fallen,
Wie vor geschehn, in tiefen Koth,
Damit die Ketzer ihren Spott
Mir auf den Kopf bezahlen.[26]

Es charakterisirt die Kampfesart seiner Gegner, wenn der vorerwähnte Christian Chemnitz, ein Professor der Theologie, es nicht verschmäht, sich solche Skandal-Anekdoten von Breslau aus besorgen zu lassen und in die Welt hinaus

zu werfen: „Ihm gebricht's an temperantia," schreibt er; „wie manchen guten Rausch Scheffler in Schöff *) sich gesoffen, weiß er wohl selber nicht zu erzählen; genug ist's, daß er sonderlich bei den Umgängen vom Schöff ist in Koth gestoßen worden." Und Scheffler? — Er hat solch' wüste Angriffe gegen seine Person ohne Erwiederung ertragen und nur die Angriffe gegen seine Kirche betrauert und zurückgewiesen.

V.

Der geistliche Liederdichter.

Die Zeit des unglücklichen dreißigjährigen Krieges und die nachfolgenden Jahrzehnte, die noch unter den Nachwirkungen des verwüstenden Krieges standen, waren, wie für das ganze geistige Leben, so insbesondere für die Entwicklung der Literatur in Deutschland sehr unerfreulich. Gedichtet wurde allerdings genug, besonders seitdem Opitz den neuen Anstoß und Unterricht gegeben hatte, aber es wurde gedichtet nach ausländischen Mustern, oft nach äußeren Schablonen, in einzwängenden, oft langweiligen Versformen, selten aus der Fülle des Gemüthes oder aus innerem Drang, sondern meist auf äußeren Anlaß, im Schweiße des Angesichtes, aus Pflichtgefühl, in verständiger Ueberlegung.

‚Wann der Verfall anhebt? Wenn die Zeit die geschwollene Phrase
Von des empfundenen Worts Fülle zu scheiden verlernt,'

so lehrt uns E. Geibel. Und nach dieser Regel war allerdings damals die Zeit des Verfalls, die Zeit der Phrase

*) Der Calumniant schreibt Schöff anstatt „Scheps", was eine Sorte Breslauischen Bieres war. Ein altes Gedicht hat folgende Verse:

Wittenberg den Kuckuck zeigt,
Breslau ist zu Scheps geneigt.

eingetreten. Aber, was noch schlimmer war, unter der Decke der Phrase, in dem Schwulst der Empfindung machte sich Lüsternheit, Schmutz und Unsittlichkeit breit. Vergebens stemmte sich dagegen die Satire; sie konnte den Geschmack der Zeit wohl bekämpfen, aber nicht ändern.

Die gelehrten Kunstdichter dieser Richtung fanden allerdings ihre Leser hauptsächlich nur unter den höheren Ständen. Aber — wie es ja immer zu geschehen pflegt — tropfenweise sickert es nach unten durch. Und das war gar nicht einmal nöthig; denn auch die Volksliteratur, sowohl die Volksbücher als die Volkslieder, hatten schon genug von der Rohheit und Zügellosigkeit der Zeit angenommen.

Unter solchen Umständen steht das geistliche Lied immer noch als die erquicklichste Erscheinung des 17. Jahrhunderts da. Es ist zwar seit der Kirchenspaltung ganz vorzugsweise in protestantische Hände übergegangen, und dieses protestantische Kirchenlied hat sich keineswegs auf der Höhe der ersten Begeisterung halten können. Ein guter Theil der geistlichen Lieder des 17. Jahrhunderts ist ebenfalls von der Herrschaft der Phrase angesteckt, während am anderen Ende die langweilige Umdichtung von Psalmen, sonntäglichen Episteln und Evangelien in orthodoxem Gewande sich spreizt, und die Lieder mit wässeriger Moral, in denen eine spätere Zeit sich gefiel, sich bereits ankündigen.

Doch fehlte es nicht ganz an tüchtigen geistlichen Liederdichtern, unter denen wohl den ersten Rang einnimmt Paul Gerhardt, ein Zeitgenosse Schefflers, Diakonus an der St. Nicolaikirche in Berlin, von hier vertrieben, weil er der Einigung zwischen Lutheranern und Reformirten widerstrebte. Seine Lieder spiegeln schon mehr die persönliche Andacht und Empfindung, als die andächtige Erhebung der ganzen Gemeinde ab, wie es sonst das Kirchenlied thun soll.

Im Jahre 1657 trat Scheffler unter seinem Dichter-

namen Angelus Silesius mit einem Büchlein von trefflichen geistlichen Liedern hervor, dem er den Titel: „Heilige Seelenlust oder Geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche' gab. (Die Approbation des damaligen Offizials, nachmaligen Bischofs von Breslau, Sebastian von Rostock, ist vom 1. Mai 1657 datirt.)

Diese Lieder widmet der Dichter „Jesu Christo, dem Liebenswürdigsten unter allen Menschenkindern, dem König, dem Gott, dem Anfänger und Vollender aller Liebe, dem einzigen Ziel und Ende aller verliebten Herzen, seinem höchsten Gut und ewiger Seligkeit, zum Zeugniß seiner Liebe mit aller möglichsten Demüthigkeit und herzlicher Begierde, ihn über Alles abgründlich, ewiglich zu lieben."

In der Vorrede wirft er sodann einen strengen Seitenblick auf die Dichter seiner Zeit, besonders die weltlichen. „Es wäre uns ein Spott," sagt er, „wenn wir uns die Welt-Verliebten, welche von ihrer schnöden und blinden Liebe so viel sagen und singen, wollten lassen zuvor thun und nicht auch etwas von der Liebe unseres süßen Gottes singen." — „Es ist ja immer Schade, daß so viele geschickte Köpfe ihre Zeit und Gaben mit Beschreibung der thörichten Weltliebe so unnützlich verschleißen und der Liebe ihres süßen Seligmachers, dem sie sich doch ganz schuldig, nicht mit einem Worte gedenken: da doch derselbe so überschwenglich groß, reich und holdselig, daß sie ja soviel schöne Anmuthungen und Fürstellungen an die Hand geben kann, als nimmermehr die Liebe aller Kreaturen."

Er selbst maßt sich nicht an, hohen Dichterruhm mit seinen Liedern zu erringen. „Nicht hoher und prächtiger Reden oder tiefsinniger Sprüche hat er sich in diesen Liedern gebrauchet, sondern nach Beschaffenheit seines Gemüthes die Liebe seiner Seele mit einfältigen Worten geübet, als welche Liebe in keinem Wortgepränge, sondern in der Auf-

richtigkeit des Gemüthes und einfältigem Herzen besteht." — Vielleicht werden ja Andere es besser verstehen. „Es werden andere gute Gemüther, die es besser können als er, ihre göttlichen Liebesgedanken auf dergleichen Weise hervorbringen und so die liebhabende Seele mit etwas Besserem beschenken."

Und dazu fordert er die dichtenden Zeitgenossen auf. „Wie seid ihr doch solche Thoren, ihr Poeten, daß ihr Undinger und Schatten besingt? Hier wendet eure Erfindungen und Federn an; hier in dem unvergleichlichen Angesichte Jesu Christi ist die allerfreundlichste Anmuthigkeit, die alleranmuthigste Lieblichkeit, die allerlieblichste Huldseligkeit und die allerhuldseligste Schönheit. Diese Schönheit liebet und beschreibet und vertiefet euch ganz und gar in sie!"

Für jetzt aber und bis bessere Gottessänger erscheinen, möchte er mit diesen seinen Liedern „die liebhabende Seelen erquicken und aufmuntern, ihnen die Liebe ihres Herzens mit hellem Munde darthun, und durch derohalben anmuthigen Klang die Bitterkeit dieser Welt ihnen gleichsam versüßen und verzuckern." So möge denn „die verliebte Seele (das ist ja die auf dem Titel genannte Psyche) unterdessen diese Lieder gebrauchen und ihr Gemüth zum Schönsten unter allen Menschenkindern erheben, zu unserem Jesu, dessen seligmachender Umfahung er sie herzlich empfiehlt."

Von den fünf Büchern, in die das Werk getheilt ist, sind die drei ersten „Jesu Christo, dem Liebenswürdigsten unter allen Menschenkindern", auch inhaltlich ganz vorzugsweise gewidmet. Es ist das sehnsüchtige Ringen der Menschenseele nach ihrem Gott und die endliche Vereinigung mit ihm, alles dies mit Vorliebe und nach dem Vorgange des hohen Liedes unter dem Bilde von Braut und Bräutigam dargestellt, was durch diese Lieder weht. Fast möchte man das Ganze ein lyrisches Epos nennen, weil der Dich-

ter auf diesem Wege dem Heiland von seiner Empfängniß und Geburt an bis zu seinem Leiden und seiner Himmelfahrt folgt.

Als Einleitung dienen die ersten vierzehn Lieder. Die Psyche (Seele) sucht Christum mit schmerzlicher Sehnsucht, sie ruft ihn mit vielen süßen, zärtlichen Namen, sie erfragt ihn bei den Geschöpfen, sie verspricht ihm ewige treue Liebe und hofft, daß er in ihr geistiger Weise möge geboren werden.

Wie ein Turteltäubelein
In der Wüsten seufzt und girrt,
Wenn es sich befind't allein
Und von seinem Lieb verirrt:
Also ächzet für und für,
Jesu, meine Seel' nach dir.

Keine Stunde geht vorbei,
Da ich nicht gedenk' an dich,
Oder ja ganz innig schrei:
Jesu, Jesu, denk' an mich!
Ach wie lange soll ich doch
Dieses Elend bauen noch!

Eine Seele, die dich liebt,
Will sonst nichts als deinen Kuß;
Und d'rum bin ich so betrübt,
Daß ich den entbehren muß;
Ach wie lange muß ich sein
Ein so armes Täubelein!

Meine Seel' ist ja die Braut,
Die du dir hast selbst erkor'n,
Die dein Vater dir vertraut,
Und dein Geist hat neu gebor'n;
Ach wie muß sie so allein
Und ohn' ihren Bräut'gam sein!

Ofte nennst du mich dein Kind,
Das dein Geist so zärtlich liebt,

Und sich gerne bei ihm find't,
Wenn's aus Liebe wird betrübt;
Und ich muß doch jetzo sein
Ein verlassnes Waiselein!

O erscheine doch, mein Licht,
Deinem armen Küchelein,
Weil ihm nichts als du gebricht
In dem finstern Liebeshain.
Ach Herr, laß es doch geschehn,
Daß ich dich mag bei mir sehn!

Nach diesem Antritts- und Weihegesang wird dann Christus mit Kosenamen belegt, die allerdings nicht alle dem Geschmack unserer Zeit entsprechen, als „mein Phöbus und mein Morgenstern", „mein Lüftlein und mein kühler Wind", „meine kühle Sommerhöhle" u. dgl.

Zu den besten Liedern zählt das zehnte, auch in unseren Tagen noch beliebt und gesungen.

Ich will dich lieben, meine Stärke,
Ich will dich lieben, meine Zier,
Ich will dich lieben mit dem Werke
Und immerwährender Begier,
Ich will dich lieben, schönstes Licht,
Bis mir das Herze bricht.

Ich will dich lieben, o mein Leben,
Als meinen allerbesten Freund;
Ich will dich lieben und erheben,
So lange mich dein Glanz bescheint.
Ich will dich lieben, Gotteslamm,
Als meinen Bräutigam.

Ach, daß ich dich so spät erkennet,
Du hochgelobte Schönheit Du!
Und dich nicht eher mein genennet,
Du höchstes Gut und wahre Ruh!
Es ist mir leid und bin betrübt,
Daß ich so spät geliebt.

Ich lief verirrt und war verblendet,
Ich suchte dich und fand dich nicht;
Ich hatte mich von dir gewendet
Und liebte das geschaff'ne Licht;
Nun aber ist's durch dich geschehn,
Daß ich dich hab' ersehn.

Ich danke dir, du wahre Sonne,
Daß mir dein Glanz hat Licht gebracht;
Ich danke dir, du Himmelswonne,
Daß du mich froh und frei gemacht;
Ich danke dir, du güld'ner Mund,
Daß du mich machst gesund.

Erhalte mich auf deinen Stegen,
Und laß mich nicht mehr irre gehn;
Laß meinen Fuß auf deinen Wegen
Nicht straucheln oder stille stehn;
Erleucht' mir Leib und Seele ganz,
Du starker Himmelsglanz!

Gib meinen Augen süße Thränen,
Gib meinem Herzen keusche Brunst;
Laß meine Seele sich gewöhnen
Zu üben in der Liebe Kunst;
Laß meinen Sinn, Geist und Verstand
Stets sein zu Dir gewandt.

Ich will dich lieben, meine Krone,
Ich will dich lieben, meinen Gott;
Ich will dich lieben ohne Lohne
Auch in der allergrößten Noth;
Ich will dich lieben, schönstes Licht,
Bis mir das Herze bricht.

Nachdem dann das fünfzehnte Lied das Lob der heiligen Jungfrau, die den Erlöser gebären soll, verkündet und das folgende den holdseligen Jesusknaben begrüßt hat, sprechen die folgenden bis Nro. 40 die ganze Seligkeit und die unendliche Befriedigung des Erlösten aus, der an der Krippe

knieen, den Namen Jesu preisen, sich in seine Liebe versenken kann. Es soll nicht verschwiegen werden, daß auch hier der Dichter sich dem Einflusse seiner Zeit nicht ganz hat entziehen können. Mag man auf ihre Rechnung setzen die Anspielungen auf antike Mythologie: „Amor, das werthe Jesulein", „Anmuth und die Charitinnen", „Cupido, blindes Kind, pack dich hinweg geschwind", „Nektar" u. dgl., weiter die Tändelei mit „Rosen-Mündelein, mein Seelichen, mein Leben, mein liebstes Lämmelein", mit „Zuckersüße", „Sammetröselein", „Korallenlippen" u. s. w., und endlich auch die Anwendung des dazumal so beliebten Echo's (Nro. 33). Doch sind die meisten Lieder frei von derartigen Auswüchsen. Welch' heller Jubel, da die Seele ihren Heiland gefunden hat! (Nro. 34.)

Nun freut euch, ihr Hirten mit mir;
Ich habe den Bräutigam hier.
O glückliche Stunden!
Nun hab ich gefunden,
Den ich gesuchet mit steter Begier.

O bleibe doch immer bei mir,
Mein Himmel und göttliche Zier!
Ich will dich stets preisen
Mit herrlichen Weisen,
Singen und klingen und tönen von dir.

Nimm alles und jedes, was mein,
Zu deiner Belustigung ein;
Mein Herze soll werden
Dein Himmel auf Erden;
Jesu, wie kannst du denn anderswo sein!

Und wie versteht der Dichter den Einklang der Natur mit dem nun gewonnenen Gnadenleben darzustellen! (Nro. 23.)

Jetzt wird die Welt recht neu gebor'n,
Jetzt ist die Maienzeit;

Jetzt thauet auf, was war erfror'n
Und durch den Fall verschneit;
Jetzt sausen die Winde
Erquicklich und linde,
Jetzt singen die Lüfte,
Jetzt tönen die Grüfte,
Jetzt hüpft und springet Berg und Thal. —

Jetzt grünt der wahre Lebensbaum,
Jetzt blüht die Lilienblum',
Jetzt kriegt ein Jeder Platz und Raum
Zu seinem Eigenthum;
Jetzt wandelt beim Leuen
Das Lamm ohne Scheuen,
Jetzt sind wir versöhnet
Und wieder belehnet,
Jetzt ist der Vater unser Freund.

Nro. 28 erinnert im Inhalt an ältere volksthümliche Vorbilder, im Versbau an Nicolai's „Wie schön leucht't uns der Morgenstern".

Ich weiß ein liebes Blümelein,
Mit Gottes Thau begossen,
In einem jungfräulichen Schrein
Zu Winterszeit entsprossen;
Dies Blümlein heißet Jesulein,
Ew'ger Jugend, großer Tugend,
Schön und lieblich, reich und herrlich,
Menschenkind:
Wie selig ist, der dieses Blümlein find't!

Das zweite Buch mit 24 Liedern ist dem Leiden Christi gewidmet; darunter diesmal keines mit der Spielerei von dem edlen Hirten Daphnis, wie solche bei Friedrich Spee zu finden sind; dafür aber eine treffliche Bearbeitung des lateinischen Anima Christi (Nro. 53).

Die Seele Christi heil'ge mich,
Sein Geist verzücke mich in sich;

Sein Leichnam, der für mich verwund't,
Der mach' mir Leib und Seel' gesund.

Nach dem Vorgange des hl. Bernardus bilden den Stoff des Gesanges auch die einzelnen Wundmale, in welche sich die Psyche mit ganzer Theilnahme und Liebesgluth versenkt.

Es folgt nun im dritten Buche mit seinen 59 Liedern zuerst der Auferstehungsjubel, der mit einem Gesange eröffnet wird, an welchem das ältere Vorbild wieder zu erkennen ist:

Nun ist dem Feind zerstöret seine Macht,
Der Tod ist todt,
Und uns das Leben wieder bracht;
Singet und klingt,
Hüpfet und springt,
Jubilirt,
Unser Jesus triumphirt.

Auch dem Auferstandenen, der im Morgenthau des Gartens den Seinigen erscheint, öffnet sich das Herz mit Sehnsucht (Nro. 68):

Ach, was stehst du auf der Au,
Und wirst naß und kalt von Thau?
Tritt herein in meine Hütte,
Denn dir rufet das Gemüthe;
Nimm in meinem Herzen Ruh,
Du verliebter Schäfer, du.

Schau, ich thu dir auf die Thür,
Komm doch, komm herein zu mir;
Komm doch, weil ich mit Verlangen
Oft gewünscht, dich zu umfangen.
Komm, o süßer Seelengast,
Hier ist deine Ruh und Rast.

Ei, was willst du weiter gehn
Oder länger draußen stehn?

Komm in meines Herzens Höhle,
Liebste Seele meiner Seele;
Komm, ich räume dir es ein,
Ewig soll's dein eigen sein.

Nachdem dann die Psyche den Herrn nach seiner Auferstehung auf dem Gange nach Emmaus begleitet hat, wird er in der Himmelfahrt ihrem Auge entrückt, läßt ihr aber das Verlangen nach dem himmlischen Hochzeitsmahle zurück, das nun in Bildern aus dem hohen Liede seinen Ausdruck findet (Nro. 81).

Fleuch, mein Geliebter, auf die Höhe,
Fleuch immerhin und warte nicht;
Fleuch gleichsam wie ein junges Rehe,
Das von der Eb'ne sich entbricht;
Je mehr du fleuchst und laufst von mir,
Je stärker zeuchst du mich nach dir.

Mein Herz ist an dein Herz gebunden
Mit deiner ew'gen Liebe Band;
Drum wird von ihm auch bald empfunden,
Wo sich das deine hingewandt.
Fleuch immer, fleuch, es ist dein Fliehn
Nichts anders als mich nach dir ziehn.

Fleuch über alle Berg' und Hügel,
Fleuch in die Wüste weit und breit;
Entlehne dir des Adlers Flügel,
Fleuch mit des Wind's Geschwindigkeit.
Fleuch außer aller Creatur:
Ich fehle doch nicht deiner Spur.

Ich hoff', es wird mir noch gelingen,
Daß du mich über Ort und Zeit
Mit deinem Ziehn zur Ruh wirst bringen,
Und in den Schoß der Ewigkeit.
Drum fleuch nur fort, ich folge dir,
So stark du fleuchst und laufst von mir.

Für jetzt aber vollzieht sich diese selige Vereinigung in dem heiligen Altarsakrament, das darum die Sehn-

sucht stillt und den Vorgeschmack des himmlischen Hochzeitsmahles verleiht. Diesem heiligen Sakramente ist eine Reihe von Liedern gewidmet, bis Liebe und Gegenliebe ihren schönsten Ausdruck finden in einem Liede, das für immer eine Zierde der religiösen Dichtung bleiben wird (Nro. 107).

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht;
Liebe, die du mich so milde
Nach dem Fall hast wieder bracht:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh' als ich geschaffen war;
Liebe, die du Mensch geboren
Und mir gleich warst ganz und gar:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die für mich gelitten
Und gestorben in der Zeit;
Liebe, die mir hat erstritten
Ew'ge Lust und Seligkeit:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn;
Liebe, die mich überwunden
Und mein Herze hat dahin:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich ewig liebet,
Die für meine Seele bitt't;
Liebe, die das Lösgeld giebet
Und mich kräftiglich vertritt:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich wird erwecken
Aus dem Grab der Sterblichkeit;
Liebe, die mich wird umstecken
Mit dem Laub der Herrlichkeit:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu beiben ewiglich.

Im vierten Buch, das 31 Lieder enthält, wird zuerst die heilige Jungfrau, dann Johannes der Evangelist und Maria Magdalena als die unmittelbaren Zeugen am Kreuzesstamme und die wahren irdischen Vertreter der Liebe zu Christo verherrlicht, Johannes mit den Versen:

Du edler Jüngling, mein Patron,
Johannes, welchen Gottes Sohn
So zärtlich hat geliebet:
Dich zu verehr'n soll jetzt mein Mund
Die große Güte machen kund,
Die Gott an dir geübet.

Darauf tritt Psyche wieder ihre Wanderungen an; sie beweint ihre Sünden, sie wendet sich von aller irdischen Begier ab, die noch einmal unter dem Bild der Schäferei dargestellt wird, sie wird von dem aufgefundenen Seelenfreund getröstet, sie koset mit seinem süßen Namen, beweint die gekreuzigte Liebe, ruft alle Geschöpfe zum Lobe ihres Bräutigams auf, insbesondere die kleinen Waldvögelein, sie begehret aufgelöst zu sein, sie betet zu den seligen Freunden des Erlösers, zu Engeln und Heiligen, für die Seelen im Reinigungsorte und schließt mit einer ergreifenden Betrachtung der Ewigkeit, in welche der Dichter die zahlreichen ernsten und grandiosen Bilder, die man zur Darstellung der Unendlichkeit gebraucht, zusammengedrängt hat. Von den einzelnen Liedern verdient außer dem letzten ausgezeichnet zu werden Nro. 130 mit dem Anfang:

Wollt ihr den Herren finden,
So sucht ihn, weil es Zeit;

Wollt ihr den Bräut'gam binden,
So thut's, weil er's verleiht.
Wollt ihr die Kron' empfangen,
So rennet nach dem Ziel;
Wer viel meint zu erlangen,
Der sucht und müht sich viel.

Sucht ihn, soll er sich zeigen,
Im Straßweg der Geduld;
Wer meiden kann und schweigen,
Der findet seine Huld.
Sucht ihn in Wüsteneien
Und Abgeschiedenheit;
Die mit der Welt sich freuen,
Die fehlen seiner weit.

Nro. 143: „Der Frühling kommt heran, Der holde Blumenmann“, macht mit seiner ausführlichen Beschreibung der erwachenden Natur, an die nur mit leisem Klang die Gegenstrophen von dem Erwachen der Seele sich anschließen, den Eindruck einer mehr jugendlichen Dichtung, und dürfte daher, wie früher geschehen, mit jener „deutsch-poetischen Mayenlust der an St. Elisabeth blühenden Jugend“ zusammengestellt werden. In dem vorhergehenden Lied führt die tönende Nachtigall den Dichter zum Andenken an den gekreuzigten Heiland, der in „sieben Liedelein in der größten Angst und Pein lieblich hat gesungen“ — es sind die sieben Worte des Herrn am Kreuze.

Die Lieder des fünften Buches, 49 an der Zahl, zu welchen Kahlert und nach ihm Rosenthal mit Grund noch ein Gedicht hinzugefügt haben, das sich in einem späteren Werke Schefflers („Sinnliche Betrachtung der vier letzten Dinge“) findet, schließen sich zum Theil enger an das katholische Kirchenlied an. Gleich im ersten „preist die Psyche die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau Maria“, und das Gedicht vertheilt sich in je vier Strophen auf die sieben kirchlichen Tagzeiten: Metten, Prim, Terz,

Sext, Non, Vesper und Complet. Es folgen einige Uebertragungen kirchlicher Hymnen, des „Jesu corona virginum“ (157), des „Veni creator spiritus (188), des „Veni sancte spiritus (189) und des „Cur mundus militat“ (199) von Jacopone. Zumeist jedoch weichen auch diese späteren geistlichen Lieder von dem Charakter der früheren nicht besonders ab: die Psyche — diese Bezeichnung kehrt auch hier in den Ueberschriften wie in den Gedichten selbst oftmals wieder — singt jetzt ihrem Bräutigam ein fröhliches Morgenlied, schenkt ihm ihr Herz als Morgengabe, dankt ihm für Speise und Trank, stimmt dann ein geistliches Abendlied an, „vertröstet die Schäferinnen der Ankunft ihres Heilandes“, bittet dann um Beistand zur Fastenzeit, wünscht ihm Glück zu seiner Ueberwindung, singt dem heiligen Geist und der heiligen Dreifaltigkeit Lobgesänge, preist das heilige Sakrament und die Schönheit der christlichen Kirche, und verlangt sehnlichst nach der Krone der ewigen Seligkeit. Durchweg waltet in diesen Liedern, noch mehr aber in einer Reihe anderer, die in mehr mystischer Weise das Suchen, Finden und den Besitz Christi besingen, derselbe milde, fromme, sehnsüchtige Mollton wie in den vorigen Büchern. Nur zwei Lieder weichen davon gänzlich ab und erheben sich zu kräftigem, fast kriegerischem Schwung. Das eine (Nr. 201) beginnt mit dem Kampfesruf:

Auf, auf, o Seel', auf, auf zum Streit,
Auf, auf zum Ueberwinden;
In dieser Welt, in dieser Zeit
Ist keine Ruh zu finden.
Wer nicht will streiten, trägt die Kron'
Des ew'gen Lebens nicht davon.

In vielen Gesangbüchern findet sich der Anfang dahin verändert: „Auf, Christenmensch, auf, auf zum Streit!“ Das zweite, obwohl ziemlich bekannt, in derselben Stro-

phenform gedichtet, verdient wegen seiner inneren Vortrefflichkeit auch hier wohl eine Stelle.

Mir nach, spricht Christus unser Held,
Mir nach, ihr Christen alle!
Verleugnet euch, verlaßt die Welt,
Folgt meinem Ruf und Schalle;
Nehmt euer Kreuz und Ungemach
Auf euch, folgt meinem Wandel nach!

Ich bin das Licht, ich leucht' euch für
Mit heil'gem Tugendleben;
Wer zu mir kommt und folget mir,
Darf nicht im Finstern schweben:
Ich bin der Weg, ich weise wohl,
Wie man wahrhaftig wandeln soll.

Mein Herz ist voll Demüthigkeit,
Voll Liebe meine Seele,
Mein Mund der fleußt zu jeder Zeit
Von süßem Sanftmuth=Oele;
Mein Geist, Gemüthe, Kraft und Sinn
Ist Gott ergeben, schaut auf ihn.

Fällts euch zu schwer? ich geh' voran,
Ich steh euch an der Seite,
Ich kämpfe selbst, ich brech' die Bahn,
Bin Alles in dem Streite.
Ein böser Knecht, der still darf stehn,
Wenn er den Feldherrn an=sieht gehn.

Wer seine Seel' zu finden meint,
Wird sie ohn' mich verlieren;
Wer sie um mich verlieren scheint,
Wird sie nach Hause führen;
Wer nicht sein Kreuz nimmt und folgt mir
Ist mein nicht werth und meiner Zier.

So laßt uns denn dem lieben Herrn
Mit unserm Kreuz nachgehen,

Und wohlgemuth, getrost und gern
In allen Leiden stehen:
Wer nicht gekämpft, trägt auch die Kron'
Des ew'gen Lebens nicht davon.

Die Lieder der heiligen Seelenlust erschienen gleich in der ersten Ausgabe „mit ausbündig schönen Melodeyen geziert von Herrn Georgio Josepho", einem Componisten, von dem wir nichts weiter wissen, als daß er Musikus an der Kapelle des Bischofs von Breslau war und auch „Symphonien" hat drucken lassen. Diese Melodien werden charakterisirt als „an sich zwar oft sehr anmuthig, doch arienmäßig und süßlich", ein Urtheil, das im Ganzen richtig erscheint, während ein Kenner des protestantischen Kirchengesanges, C. von Winterfeld, die musikalische Bedeutung Joseph's (so wird er wohl geheißen haben) noch niedriger anschlägt, indem er schreibt: „Johann Angelus hat an diesem Georg Joseph keineswegs einen Sänger gefunden, der ihm irgendwie gewachsen wäre." [27] Indessen sollen sich von diesen Melodien noch heute viele unter dem Landvolke, namentlich in der Oberlausitz, erhalten haben. Nicht so im Kirchengesange, wo die Josephischen Melodien bald verdrängt wurden.

Anders ging es mit den Texten. Sie gehören zu den verhältnißmäßig wenigen Liedern, bei denen man nicht nach dem Glaubensbekenntnisse des Verfassers fragte, die vielmehr von beiden christlichen Confessionen, der katholischen wie der lutherischen, zwei Jahrhunderte hindurch in Ehren gehalten und fleißig benützt worden sind. Bei den Protestanten waren es allerdings vorzüglich die Schüler Speners, die sich von ihnen angezogen fühlten; aber auch die andere Richtung im lutherischen Bekenntniß bewahrte sich so viel Unparteilichkeit des Urtheils, daß man über der Confession des Dichters und seinen Streitschriften die innere Vortrefflichkeit jener Lieder nicht vergaß, die den besten Kirchenliedern aus jener Zeit würdig zur Seite stehen. So kamen sie,

aber allmählich mit anderen Melodien, in fast alle lutherischen Gesangbücher, und es wurde dann in den Registern der Verfasser gern mit den Anfangsbuchstaben J. A. (Johannes Angelus) bezeichnet, das man als incerti auctoris (von ungewissem Verfasser) auszulegen pflegte. Doch gebietet die Unparteilichkeit, hier auch die Bezeichnung eines Hymnographen, E. Neumeister, nicht zu vergessen; er sagt: „Dieser Angelus ist ein Papist, aber ein rechtschaffener, und ich sehe nicht ein, warum nicht die meisten seiner Lieder von einem Lutheraner gebraucht werden sollten.“[28] Wo in der katholischen Kirche der deutsche Gesang gepflegt wurde, da hat man Schefflers Lieder nicht vergessen.

Scheffler nimmt als geistlicher Liederdichter unter seinen Zeitgenossen eine ziemlich selbstständige und eigenartige Stellung ein. Nicht als ob er den Einflüssen, welche in der Zeitrichtung lagen, sich verschlossen hätte; bemerkten wir ja schon bei seinen Jugendarbeiten, daß er in der Schule eines Opitz, den man binnen Kurzem als den Vater der neueren deutschen Dichtung erhob, Manches gelernt hatte. Aber das waren doch hauptsächlich nur äußere Anstöße: Unterrichtsstunden, in denen von der richtigen Wortform, von deutschem Rhythmus, von Länge und Kürze der Verse, von schmückenden Beiwörtern und poetischen Wendungen und endlich von den verschiedenen Gattungen der Dichtung und den betreffenden Mustergedichten gesprochen wurde, und damit verbunden Uebungsstunden, in denen der Verkündiger eines neuen Geschmackes die eigenen, im Schweiße seines Angesichtes gefertigten Musterproben zur Nachahmung vorstellte. Auch das ist ja gewiß nicht unwichtig oder zu verachten. Aber ein gediegenes Vorbild für religiöse Dichtung abzugeben, dazu besaß der weltsinnige, humanistische Opitz, obgleich wir von ihm einzelne religiöse Gedichte besitzen, doch weder die rechte treibende Lust, noch die nothwendige religiöse Tiefe.

Beides besaß in hohem Grade ein Zeitgenosse Opitzens, der aber wohl schwerlich dessen Bemühungen und Unterweisungen kennen gelernt hat, obgleich er einige Regeln desselben durch richtiges Gefühl ebenfalls entdeckte. Es ist der rheinische Jesuit Friedrich Spee, geboren 1591 zu Kaiserswerth, seit 1610 dem Jesuitenorden angehörig und als Prediger und Beichtvater an verschiedenen Orten thätig, am 7. August 1635 in Trier gestorben. Er ist der Dichter der „Trutznachtigall“, eines geistlichen Liederbüchleins, das erst nach seinem Tode (Köln, 1649) erschien und seinen Namen vom Verfasser erhalten hat, „weil es trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singt und zwar aufrichtig poetisch“ — wenn man will, ein kleines Selbstlob, hier aber ein wohlverdientes, während kleinere Geister jener Zeit ohne Anstand mit ganz anderen überschwänglichen Selbstlobsphrasen hervortraten. Wie bemerkt, hat Spee das im schlesischen Osten aufgehende poetische Licht wohl kaum gekannt; so fern standen sich damals die katholischen und die protestantischen Stämme des deutschen Vaterlandes. Wer aber bei Abschätzung von Gedichten auf inneren Werth, auf tiefe Empfindung sieht, der muß Spee's Trutznachtigall, obgleich sie nicht ganz frei ist von Weichheit, Ueberschwänglichkeit und Spielerei, doch den meisten Erzeugnissen vorziehen, die damals auf Schlesiens Dichterbergen und in seinen Thälern gewachsen sind.

Nun hat bereits Friedrich Schlegel, der beide Dichter hoch schätzte, den schlesischen Dichter der heiligen Seelenlust und den rheinischen Dichter der Trutznachtigall unter einen und denselben Gesichtspunkt gestellt, und Gervinus behauptet geradezu: „Scheffler ist sichtbar angeregt von Spee; das Bild von der liebenden Seele geht fast überall durch; jene Lieder voll von Benennungen und Ehrentiteln erscheinen auch hier; klingende Maigesänge, kindliche und schmachtende Schäferlieder, Anklänge an Volkslieder, Alles ist hier wie

dort. Aber die Leichtigkeit Spee's fehlt; wo dort poetische Bilder und Gedanken sind, sind hier Gemeinplätze; nicht einmal der Ton der Tändelei und Naivetät gelingt ihm." [29] Ich glaube, es werden nicht Viele, die sich noch ein unbeeinflußtes Urtheil über religiöse Dichtung bewahrt haben, mit dem letzten Scharfrichterspruch einverstanden sein, und wohl eben so wenig mit der darauf folgenden Vergleichung zwischen Scheffler einerseits und Paul Gerhardt und Gryphius andererseits, einer Vergleichung, die wiederum entschieden zu Ungunsten Schefflers gedreht wird und die Unparteilichkeit des Literarhistorikers in keinem günstigen Lichte erscheinen läßt. Aber auch die behauptete Abhängigkeit Schefflers von dem Dichter der Trutznachtigall verschwindet bei näherer Prüfung; ist in einzelnen Liedern der heiligen Seelenlust eine gewisse Aehnlichkeit mit Spee's Gedichten wohl zu gewahren, so ist das doch bei den meisten ganz und gar nicht der Fall. Und es ist keineswegs mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß Scheffler, als er seine geistlichen Hirtenlieder sang, die Trutznachtigall bereits kannte; denn die Aehnlichkeiten zwischen beiden Sammlungen können leicht auf ganz anderem Grunde ruhen.

Näher — ich meine zunächst räumlich näher — standen Schefflern die dichtenden Zeitgenossen in Bayern und Franken. Von den ersten nimmt unbestritten den höchsten Rang ein Jakob Balde, geboren 1603 zu Ensisheim im Elsaß, seit 1624 Mitglied des Jesuitenordens, gestorben 1668 in Neuburg an der Donau. Lorbeeren hat er allerdings nur mit seinen zahlreichen Gedichten jeder Gattung in lateinischer Sprache errungen, während seine deutschen Gedichte in ihrer veralteten, voropitzischen, steifen und jedes Adels entbehrenden Sprache jenen Dichter gar nicht erkennen lassen, der — wie sein Biograph sagt [30] — „mit Entfaltung einer wahren Riesenkraft das ganze Gebiet der neulateinischen Poesie dem katholischen Deutschland zurückeroberte, der in

gebildeten Kreisen Deutschlands und darüber hinaus die ächte heilige Dichtung wieder in ihr Recht einsetzte und zu neuen Ehren brachte."

Dieser katholische Dichter mit seinem großartigen und feinen Natursinn, mit seinem katholisch-deutschen Patriotismus, mit seiner gewaltigen Phantasie, mit seiner hohen Grazie und seinem eminenten Sprachsinn mußte den vielfach ähnlich begabten, für die heilige Dichtung begeisterten schlesischen Convertiten anziehen, wie er die protestantischen Nürnberger in den Zauberkreis seines dichterischen Einflusses zog.

Dort in der freien kunstsinnigen Reichsstadt hatte sich unter G. Ph. Harsdörffer's Führung eine Genossenschaft von Dichtern zusammen gethan, die sich von dem schlesischen Einfluß zu emancipiren und auf eigene Füße zu stellen suchten. Die Genossen nannten sich Pegnitz-Schäfer und ihre dichterische Verbindung den Blumenorden. Ihr Führer Harsdörffer wagte — freilich erst nach Opitzens Tode — es auszusprechen, Opitz sei kein großer Dichter gewesen, weil es ihm an Erfindung gefehlt habe und seine meisten Werke nur Um- und Nachdichtungen seien. Er seinerseits versuchte die „Poeterey" Opitzens durch seinen „poetischen Trichter" zu erweitern und zu verbessern, lenkte den Blick von den trockenen und gelehrten Franzosen, für die Opitz schwärmte, auf die süßlichen und phantasiereicheren Italiener — eine Geschmacksrichtung, in der man mit den katholischen Bayern zusammentreffen mußte — und lernte wohl auch hier jene Vorliebe für das Schäferleben und den höfischen Schäferstyl, der seiner Genossenschaft den Namen gebracht hat. Da verkleidet sich Alles, was Dichtung genießen will, in Schäfer und Schäferin, und man flüchtet aus den Städten und Palästen und aus der rauhen kriegerischen Wirklichkeit in die Phantasiegefilde, wo man als Hirt und Hirtin an schönen stillen Bächen und in ge-

schnörkelten idyllischen Hütten beim Klange der Pansflöten und Schalmeien lebt, und nur verschmähte Liebe oder der Schmerz um ein Lamm das Leben trübt. Neben Harsdörffer, der als Schäfer den Namen Strephon führte, trieb Siegmund von Birken, unter den Pegnitzer Schäfern Floridan genannt, das edle „Wollvieh“ aus und übertrug das Barocke und Geschnörkelte des nachgemachten Schäferlebens auch auf die Sprache, die er mit nachgeahmten Naturlauten, Echos, Ringelreimen u. dgl. m. zu bereichern suchte. Unterdeß brachte Johann Klaj als der Dritte im Bund die Schäferei sogar in die Kirche hinein, indem er als Prediger zu Nürnberg und Kitzingen seine klingenden Gedichte in der Kirche vortrug und in geistlichen dramatischen Dichtungen mit der südlichen Leidenschaftlichkeit wetteiferte.

In diesem Kreise wurde Balde als unvergleichlicher Poet gefeiert, die Bestrebungen des Blumenordens fanden besonders unter den Katholiken gleichgestimmte Gemüther; die religiöse Dichtung selbst konnte sich diesem Einflusse nicht entziehen, der auch bei Scheffler wohl zu gewahren ist, wenn gleich sein gesunder Sinn ihn vor den schlimmsten, geschmacklosesten Auswüchsen bewahrt hat. Er geht nicht so weit, Christum in die Gestalt des Hirten Damon oder Halton zu verkleiden; und wenn er, wie in Nro. 33, den Wiederhall zu Hülfe nimmt, so geschieht es doch nicht in der geschmacklosen Weise wie bei andern zeitgenössischen Liederdichtern. Wenn er aber in seinen Liedern das Morgenroth mehreremal mit „Röthin“ bezeichnet, so erinnert das an einen anderen seiner dichtenden Zeitgenossen, an Philipp von Zesen, der die deutsche Sprache von Fremdwörtern reinigen wollte, dabei aber nicht selten die besten deutschen Wörter für Fremdwörter und Eindringlinge hielt.

Kahlert hat auf die Aehnlichkeit Schefflers mit einigen

seiner schlesischen Landsleute hingewiesen, die ebenfalls geistliche Lieder gedichtet haben. Es sind außer dem bereits erwähnten Herzensfreunde Schefflers Abr. von Franckenberg, dessen Lied „Christi Tod ist Adams Leben" sich lange in den Gesangbüchern erhielt, Christian Knorr von Rosenroth und Johannes Frank. Knorr von Rosenroth war im Fürstenthum Wohlau im Jahre 1636 geboren und also jedenfalls dichterisch noch nicht thätig, als Scheffler seine Hirtenlieder dichtete; nach vielen Reisen gewann er durch seine kabbalistischen Kenntnisse die Gunst des Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach, den ähnliche Neigungen zum Eintritt in die katholische Kirche bewogen hatten. Von Knorr ist am bekanntesten ein Morgenlied mit dem Anfange:

Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte,
Schick uns diese Morgenzeit
Deine Strahlen zu Gesichte,
Und vertreib' durch deine Macht
Unsre Nacht.

Der andere, Johann Frank, war im Jahre 1618 zu Guben geboren und widmete nach akademischen Studien seiner Vaterstadt seine Kräfte als Rathsherr und Bürgermeister. In seinen ziemlich zahlreichen geistlichen Liedern, die in unsern Tagen wieder erneut wurden,[31] tritt noch mehr als bei Knorr die unendliche Sehnsucht nach der Vereinigung mit Christo hervor, verbunden mit der weichen Stimmung und dem eigenthümlich mystischen Colorit, woran die Pietisten ihre Freude hatten. Einige Strophen mögen ihn am besten charakterisiren.

Du, o schönes Weltgebäude,
Magst gefallen, wem du wilt,
Deine scheinbarliche Freude
Ist mit lauter Angst umhüllt;

Denen, die den Himmel hassen,
Will ich ihre Weltlust lassen:
Mich verlangt nach dir allein,
Allerschönstes Jesulein!

Müde, die der Arbeit Menge
Und der heiße Strahl beschwert,
Wünschen, daß des Tages Länge
Werde durch die Nacht verzehrt,
Daß sie nach so vielen Lasten
Könnten sanft und süße rasten:
Mein Wunsch ist bei dir zu sein,
Allerschönstes Jesulein! . . .

Andre mögen durch die Wellen
Und durch Wind und Klippen gehn,
Ihren Handel zu bestellen
Und da Sturm und Noth ausstehn:
Ich will meine Glaubensflügel
Schwingen an die Sternenhügel,
Ewig da bei dir zu sein,
Allerschönstes Jesulein!

Ach, daß ich den Leibeskerker
Heute noch verlassen müßt',
Und käm' an den Sternen-Erker,
Wo das Haus der Freuden ist!
Da wollt' ich mit Wortgepränge
Bei der Engel großen Menge
Rühmen deinen Gottheit-Schein,
Allerschönstes Jesulein!

Doch weil ich die Seelen-Auen
Und den gülld'nen Himmelssaal
Jetzt nicht kann nach Wunsche schauen,
Sondern muß im Thränenthal
Noch am Kummerfaden spinnen,
Ei, so sollen meine Sinnen
Unterdeß doch bei dir sein,
Allerschönstes Jesulein!

Auch hier bei Frank läßt sich nicht annehmen, daß seine Lieder auf den Dichter der heiligen Seelenlust Einfluß gehabt hätten; es soll nur so viel gesagt werden, daß diese genannten zwei Schlesier mit Scheffler zusammen eine geistige Gruppe und einen gewissen Gegensatz zu den sonstigen Liederdichtern der ersten schlesischen Dichterschule bilden.

Zum Beschlusse dieses Abschnittes möge hier noch ein Gedicht aus der heiligen Seelenlust Platz finden, das besser als alles Andere uns in das folgende Kapitel, zu dem ‚Cherubinischen Wandersmann‘ überführen kann, da es ganz geeignet ist, einzelne bedenklich klingende Ausdrücke und Redewendungen des letzteren dem richtigen Verständniß näher zu rücken.

Du wonnigliches Gut, das alle Geister speiset
Und allen Creaturen Gnad' und Huld erweiset;
Wann wirst du dich in mich begeben
Und überflüssiglich erfüll'n?
Wann wirst du selber sein mein Leben
Und all' meine Begehren still'n?

Du wahres Paradies, du ew'ger Frühlingsgarten,
Du breites Blumenfeld von unerhörten Arten;
Wann werd' ich von der wüsten Erden
In deine Lustbarkeit versetzt?
Wann werd' ich deiner würdig werden
Und ewig sein von dir ergötzt?

Du freudenreicher Strahl, wann wirst du mich verzucken
Und ganz und gar in dich und deinen Blitz einschlucken?
Wann fällt das Fünklein, meine Seele,
In's Feuer deiner Gottheit ein?
Wann soll's sammt ihrer Leibeshöhle
Mit dir ein' ein'ge Flamme sein?

Du ew'ges Wollustmeer, wann wirst du mich recht tränken?
Wann wirst du mich in dich mit Leib und Seel' versenken?
Wann wird mein Geist in dich zerfließen
Und seiner Liebe Lauf vollführ'n?

Wann werd' ich mich auch selbst nicht wissen
Und ewiglich in dich verlier'n?

Du hochgewünschte Ruh, du Zielstadt der Verliebten,
Du End= und Mittelpunkt der wallenden Betrübten;
Wann werd' ich, Jesu, zu dir kommen
Und unabscheidlich bei dir sein?
Wann werd' ich in dich aufgenommen?
Wann? wann? Jesu, mein ein'ges Ein?

VI.

Der Cherubinische Wandersmann.

In demselben Jahre 1657 erschien in Wien jenes Werkchen des Angelus Silesius, das seinen dauernden Ruhm begründete und ihn für immer in die Reihe der besten deutschen Spruchdichter stellte. Es hat den Titel: „Joannis Angeli Silesii Cherubinischer Wandersmann oder Geistreiche Sinn= und Schlußreime zur göttlichen Beschaulichkeit anleitende", und enthält zwei empfehlende Censurbemerkungen: die erste von dem Breslauischen Generalvikar S. von Rostock, und eine von der theologischen Fakultät zu Wien, gegeben durch deren Dekan, den Jesuitenpater Nicolaus Avancinus, welche letztere deutsch also lautet: „Ich Unterschriebener las das Büchelchen des J. Angelus Silesius, betitelt: Geistreiche Sinn= und Schlußreime, in welchem er des Dichters Spiel und Liebreiz mit Frömmigkeit und heiligem Scherz so schön vermischt, daß, wie ich hoffe, der Leser sich daran ergötzen und zu frommen Gemüthsbewegungen wird hinreißen lassen." Diese Ausgabe umfaßt fünf Bücher und einen Anhang von zehn Sonetten. Eine neue Ausgabe, zu Glatz im Jahre 1674 erschienen und im folgenden Jahre durch einen neuen Abdruck (Glogau, 1675) wieder aufgefrischt, trägt auf dem Titel den Beisatz:

„von dem Urheber aufs Neue übersehen und mit dem sechsten Buche vermehrt, den Liebhabern der geheimen Theologie und beschaulichen Lebens zur geistlichen Ergötzlichkeit zum andernmal herausgegeben." Der Dichter hat dann folgende Widmung vorgesetzt:

Der ewigen Weisheit Gotte,
Dem Spiegel ohne Makel,
Den die Cherubin und alle seligen Geister
mit ewiger Verwunderung anschauen,
Dem Lichte, welches alle Menschen erleuchtet,
die in diese Welt kommen,
Dem unerschöpflichen Brunn und ursprünglichem
Quelle aller Weisheit,
Schreibet zu und richtet wiederum in Ihn hin
Diese aus dessen großem Meere gnädiglich
hergeronnene kleine Tröpflein
Sein
Vor unabläßlichem Verlangen
Ihn zu schauen
allzeit sterbender
Johannes Angelus.

Auf spätere Ausgaben komme ich nachher zurück.

Die Spruchweisheit des cherubinischen Wandersmannes besteht aus mehr als sechzehnhundert Sprüchen in Alexandrinischen Versen, — das erste Buch enthält 302, das zweite 258, das dritte 249 (bei Rosenthal nur 248), das vierte 229, das fünfte 374 (in Rosenthal's Ausgabe 373), das sechste 263. Die allermeisten dieser Sinngedichte haben nur zwei Verse, einzelne vier, und nur sehr wenige, die fast alle im sechsten Buche stehen, mehr als vier Verse.

Wie ein christlicher Weiser, der sein Ohr der göttlichen Weisheit geliehen und im Vergleiche zu ihr alle irdischen Schätze gering geachtet, der seine Zeit mit der Betrachtung religiöser Dinge ausgefüllt und gleichsam zu seiner Erholung sein schönes Dichtertalent angespannt hat, um für

seine hohen Gedanken die edelste Form zu finden, preist Scheffler im sechsten Buche (11) sein glückliches Loos. Das Lehrgedicht könnte als Motto vorgesetzt werden:

Wie selig ist der Mensch, der alle seine Zeit
Mit anders nichts verbringt als mit der Ewigkeit.
Der jung und alt allein betrachtet und beschaut
Der Weisheit Schloß, das Gott, sein Vater, hat gebaut.
Der sich auf seinen Stab, das ew'ge Wort, aufstützt,
Und nicht wie mancher Thor in fremdem Sande sitzt.
Der nicht nach Haus und Hof, nach Gold und Silber sieht,
Noch seines Lebens Zeit zu zählen sich bemüht.
Ihn wird das blinde Glück nicht hin und her vexiren,
Noch etwa eitler Durst zu fremdem Wasser führen.
Er weiß von keinem Zank, er liebt nicht Krämerei,
Er trachtet nicht darnach, daß er gesehen sei.
Er ist der Welt ein Kind, die allernächste Stadt
Ist ihm so viel bekannt, als die so Japan hat.
Er schaut nur über sich, so frei er immer kann,
Sein rechtes Vaterland, den lieben Himmel an.
Sein Alter rechnet er nicht nach der Jahre Zahl;
In Gott vollkommen sein, das heißt er alt zumal.
Die Sonne leuchtet ihm in seinen Acker ein,
Und wenn's gleich Abend wird, so bleibt ihm doch ihr Schein.
Er sieht des Lebens Baum im Geist begierlich an
Und geht mit allem Fleiß zu ihm die nächste Bahn.
Er kümmert sich um nichts; was neben ihm geschieht,
Ist ihm so fremd und klar, als was ein Blinder sieht.
Doch ist er stark und frisch, er scheuet keinen Feind,
Wenn gleich Welt, Teufel, Fleisch und mehr beisammen seind.
Ein Andrer laufe hin, zerstreu sich mit der Welt.
Dieß ist das Leben und die Bahn, so mir gefällt.

Die Sprüche selbst sind nicht systematisch geordnet, obgleich dieß dem Dichter keineswegs hätte schwer fallen können; die Gedanken stehen vereinzelt und zerstreut und treten darum nicht selten wiederholt mit geringer Aenderung auf, sie sollen gerade durch ihre Vereinzelung wirken und verfehlen dieses Ziel selten. Mit bewußter Absicht hat

der Dichter auch in der zweiten und dritten Auflage die verwandten Sprüche durchaus nicht zusammengestellt. „Diese Reimen," sagt er, „gleichwie sie dem Urheber meistentheils ohne Vorbedacht und mühsames Nachsinnen in kurzer Zeit von dem Ursprung alles Guten einzig und allein gegeben worden aufzusetzen, also, daß er auch das erste Buch in vier Tagen verfertigt hat, sollen auch so bleiben, und dem Leser eine Aufmunterung sein, den in sich verborgenen Gott und dessen heilige Weisheit selbst zu suchen, jedoch wo der Verstand zweifelhaft oder gar zu dunkel zu sein vermeint, so soll dabei eine kurze Erinnerung geschehen." Solche „Erinnerungen" oder Erläuterungen hat man bei derartigen Sprüchen immer gern durch kurze Aphorismen und Andeutungen gegeben; bei Scheffler ist es nicht anders; in den meisten Fällen soll die kurze, aber meist inhaltreiche Ueberschrift den richtigen Weg zeigen; als weitere Wegweiser sind dann, leider verhältnißmäßig nur selten, sinnverwandte Stellen aus der heiligen Schrift oder mystischen Schriftstellern, in einigen wenigen Fällen auch wirkliche Erklärungen oder die Lösung des aufgestellten Räthsels gegeben. Denn einzelne Sinngedichte sehen sich wirklich wie mystische Räthsel an, z. B.:

II. 4. Das ewige Ja und Nein.

Gott spricht nur immer Ja, der Teufel saget Nein;
Drum kann er auch mit Gott nicht Ja und Eines sein.

Wozu dann die kurze Andeutung: Anspielung auf den hebräischen Namen Gottes: J A H.

II. 64. Ein Seufzer sagt Alles.

Wenn meine Seel' erseufzt und Ach und O schreit hin,
So rufet sie in sich ihr End und Anbeginn.

Natürlich Alpha und Omega.

II. 77. A B ist schon genug.

Die Heiden plappern viel; wer geistlich weiß zu beten,
Der kann mit A und B getrost für Gott hintreten.

Lösung: Abba, Vater.

II. 205 ist die Lösung schon in Klammern eingefügt:

Iß Butter, iß mein Kind, und Honig (Gott) dabei,
Damit du lernst, wie Bös' und Gut zu scheiden sei.

Wenn aber der Dichter, wie er versichert, das ganze erste Buch mit seinem reichen Inhalt in vier Tagen abgefaßt hätte, so würde das allerdings den Spruch Paul Heyse's bewahrheiten:

Ein scheues Wild die Gedanken sind:
Jag' ihnen nach, sie fliehen geschwind.
Siehst du sie hellen Auges an,
Zutraulich wagen sie sich heran.
Ein stiller Wandrer kann sie zähmen,
Das Futter ihm aus der Hand zu nehmen.

Doch läßt sich mit Grund annehmen, daß die dreihundert Sinngedichte des ersten Buches den vier erwähnten Arbeitstagen nur ihre letzte dichterische Fassung, ihre vollständige Krystallisation verdanken, während ihr Gedankengehalt und wohl sicher auch ihre vorläufige dichterische Form schon aus früheren Tagen fertig vorlag. Und dieser Gedankengehalt ist — wer möchte es auffallend finden! — nicht immer des Dichters Eigenthum, ein Erzeugniß seiner Spekulation. Gerade in diesem ersten Buche waltet die drückende Schwüle, zucken die leuchtenden Gedankenblitze eines Jakob Böhme, den Scheffler einst als seinen Meister verehrte. Aber noch weiter reicht diese uralte Gedankenwelt zurück und weist bald auf Dionys den Areopagiten, jenen ersten christlichen Mystiker, bald auch auf den jüdischen Theosophen Philo und auf die heidnischen Neu-Platoniker hin. In reiferen Jahren hatte Scheffler sich von Böhme mehr ab- und den christlichen Mystikern des Mittelalters mehr zugewandt. Da wurden seine Vorbilder und Quellen vor Allem: die heiligen Bernhardus, Bonaventura und Hugo von St. Viktor, dann

Johann Ruysbroek, der Niederländer, mit dem Ehrennamen des ekstatischen Lehrers, und besonders unser herrlicher deutscher Johann Tauler, jene durch Schrift und Lebenserfahrung gebildete, durch langen Seelenkampf wie durch die Zucht der Wissenschaft geläuterte und gestärkte Seele. Aber die Werke dieses Mannes enthielten damals noch unterschiedslos und unter des hochverehrten Meisters Taulers Namen auch Schriften des berufenen Meisters Eckhard, jenes Kölnischen Dominikaners, der gewaltig in Schrift und Rede, tiefsinnig in seiner Spekulation, doch durch eine Reihe von Aeußerungen sich die kirchliche Mißbilligung unter Papst Johann XXII. zugezogen, jedoch vor seinem Tode in der Dominikanerkirche zu Köln am 13. Februar 1327 Widerruf geleistet hat. Wohl gibt die Verdammungsbulle zu, daß die verwegenen und der Häresie verdächtigen, auch ihrem Wortlaute nach wirklich häretischen Sätze Eckhards „mit Hülfe vieler Erklärungen und Ergänzungen“ einen katholischen Sinn haben könnten, und so mag es sich erklären, daß sie unter dem Schutze der Tauler'schen Werke, nach Möglichkeit orthodox gedeutet, sich erhielten und verbreiteten. Scheffler hat sie ohne Zweifel für Tauler'sche Aussprüche gehalten. In der Vorrede werden außer den genannten Namen noch besonders Dionysius der Karthäuser, Ludovicus Blosius, Nicolaus a Jesu, Thomas a Jesu und das damals eben erst erschienene Leben der ehrwürdigen Maria de Escobar citirt. Im Nachlasse Schefflers fanden sich die „Offenbarungen der hl. Brigitta“ (gedr. Dillingen 1583) und daran angebunden H. Suso's Buch von den neun Felsen; auf dem Titelblatt waren die Namen der Besitzer Abr. von Franckenberg und Dr. Joh. Scheffler eingeschrieben, das Buch aber mit zahlreichen Randbemerkungen und kabbalistischen Figuren von Schefflers Hand angefüllt, welche beweisen, daß er bei dessen Lektüre länger verweilte und seine Gedanken fixirte.[32]

Was nun den Titel „Cherubinischer Wandersmann“ anlangt, so weist der Dichter damit schon auf seine Vorgänger in der Mystik, speziell auf Meister Eckhard und über diesen auf den Areopagiten Dionys zurück. Während nämlich die Seraphim die Entzündung des Herzens in göttlicher Liebe sinnbilden, sollen die Cherubim den Aufschwung der Seele zur göttlichen Beschaulichkeit darstellen. Das erste versucht Angelus in seiner Liedersammlung „Heilige Seelenlust“, von welcher der vorige Abschnitt gesprochen hat, das andere im „Cherubinischen Wandersmann“. Und „glückselig,“ sagt er in der Vorrede so schön, „magst du dich schätzen, wenn du dich beide läßest einnehmen, und noch bei Leibes Leben bald wie ein Seraphin von himmlischer Liebe brennest, bald wie ein Cherubin mit unverwandten Augen Gott anschauest; denn damit wirst du dein ewiges Leben in dieser Sterblichkeit, so viel es sein kann, anfangen und deinen Beruf oder Auserwählung zu derselben gewiß machen“ *).

„Wer hier auf Niemand sieht, als nur auf Gott allein,
Wird dort ein Cherubim bei seinem Throne sein.“
II. 184.

„Mystik ist ein Schauen und Erkennen unter Vermittelung eines höheren Lichtes, und ein Wirken und Thun unter Vermittelung einer höheren Freiheit“, so spricht sich Görres zu Anfang seiner Mystik aus. Auch eine Reihe von Sinnsprüchen Schefflers, die uns füglich als Einleitung in seine Betrachtungen dienen können, verkünden es offen, daß jene Erkenntniß, die in die Tiefen der Weisheit

---

*) Vgl. Terstegen, kurze und erbauliche Schlußreime (66):
Wer Gott ganz reine liebt, gleicht einem Seraphim,
Wer ihn im Geist beschaut, macht's wie ein Cherubim,
Wer in Gott ruht und Gott in sich läßt ruhn und wohnen,
Der ist nicht träg, er thut, was alle Himmelsthronen.

führen soll, nicht durch das gewöhnliche, vernünftige, sogenannte discursive Denken gewonnen wird, das wohl für die Fragen des irdischen Lebens ausreichen mag; sondern auf dem Wege der geistigen Anschauung.

Zwei Augen hat die Seel': eins schauet in die Zeit,
Das andre richtet sich hin in die Ewigkeit.
III. 228.

Die Seele, welche Gott das Herze treffen will,
Sieht nur mit einem Aug', dem rechten, auf das Ziel.
V. 336.

Das überlichte Licht schaut man in diesem Leben
Nicht besser, als wenn man in's Dunkle sich begeben.
IV. 23.

Wer an den Füßen lahm und am Gesicht ist blind,
Der thue sich dann um, ob er Gott nirgends findt.
I. 57.

Der nächste Weg zu Gott ist durch der Liebe Thür,
Der Weg der Wissenschaft bringt dich gar langsam für.
V. 320.

Durch dieses Thor der Liebe aber geht nur derjenige zu Gott und zur Erkenntniß Gottes ein, der sich von den irdischen Dingen und Begierden zurückzieht, der auch sein eigenes verblendetes, sündhaftes, von der Erdenschwere angezogenes Selbst aufgibt.

Wo Gott ein Feuer ist, so ist mein Herz der Heerd,
Auf welchem er das Holz der Eitelkeit verzehrt.
I. 66.

Mensch, in das Paradies kommt man nicht unbewehrt;
Willst du hinein, du mußt durch Feuer und durch Schwert.
I. 132.

Du bist die Babel selbst: gehst du nicht aus dir aus,
So bleibst du ewiglich des Teufels Polterhaus.
I. 226.

Zwei Wörtlein lieb' ich sehr: sie heißen Aus und Ein;
Aus Babel und aus mir, in Gott und Jesum ein.
II. 213.

Die Welt, die hält dich nicht, du selber bist die Welt,
Die dich in dir mit dir so stark gefangen hält.
II. 85.

Mein bester Freund, mein Leib, der ist mein ärgster Feind:
Er bind't und hält mich auf, wie gut er's immer meint,
Ich haß' und lieb ihn auch, und wann es kommt zum Scheiden,
So reiß ich mich von ihm mit Freuden und mit Leiden.
IV. 79.

Der Mensch, der seinen Geist nicht über sich erhebt,
Der ist nicht werth, daß er im Menschenstande lebt.
II. 22.

Das größte Wunderding ist doch der Mensch allein:
Er kann, nach dem er's macht, Gott oder Teufel sein.
IV. 70.

Was ist denn Gott, zu dem die Menschenseele sich aufschwingen soll im Erkennen und Anschauen, in den sich die Creatur versenken und verlieren soll?

Gott ist ein Wunderding: er ist das, was er will,
Und will das, was er ist, ohn' alle Maß und Ziel.
I. 40.

Je mehr du Gott erkennst, je mehr wirst du bekennen,
Daß du je weniger ihn, was er ist, kannst nennen.
V. 41.

Denkst du den Namen Gott's zu sprechen in der Zeit?
Du sprichst ihn noch nicht aus in einer Ewigkeit.
II. 51.

Gott ist ein laut'rer Blitz und auch ein dunkles Nicht,
Das keine Creatur beschaut mit ihrem Licht.
II. 146.

Was ist das Wesen Gott's? fragst du mein' Engigkeit.
Doch wisse, daß es ist ein' Ueberwesenheit.
II. 145.

Gott ist unendlich hoch — Mensch, glaube dieß behende! —
Er selbst find't ewiglich nicht seiner Gottheit Ende.
I. 41.

Durch Weisheit ist Gott tief, breit durch Barmherzigkeit,
Durch Allmacht ist er hoch, lang durch die Ewigkeit.
IV. 35.

Gott ist ja nichts als gut. Verdammniß, Tod und Pein,
Und was man böse nennt, muß, Mensch, in dir nur sein.
I. 129.

Du fragst, wie lange Gott gewest sei, um Bericht:
Ach schweig', es ist so lang, er weiß es selber nicht.
III. 180.

Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht;
Wer es nicht selber wird, der sieht es ewig nicht.
I. 72.

Halt an, mein Augustin, eh' du wirst Gott ergründen,
Wird man das ganze Meer in einem Grüblein finden. *)
IV. 22.

Gott der genügt sich selbst, wird seiner auch nicht satt,
Weil er an sich allein die höchste G'nüge hat.
II. 190.

Denkt: Ueberall ist Gott, der große Jehovah,
Und ist doch weder hier, noch anderswo, noch da.
III. 217.

Schau: Gott ist so gerecht, wär' etwas über ihn,
Er ehrt' es mehr als sich und kniete vor dem hin.
V. 43.

Mensch, Gott gedenket nichts, ja wär'n in ihm Gedanken,
So könnt' er hin und her, was ihm nicht zusteht, wanken.
V. 173.

Nichts dauert ohn' Genuß: Gott muß sich selbst genießen,
Sein Wesen würde sonst wie Gras verdorren müssen.
V. 75.

Gott kann sich nicht entziehn, er wirket für und für:
Fühlst du nicht seine Kraft, so gib die Schuld nur dir.
V. 73.

Kein Nam' ist, welcher Gott recht eigen wär' allein:
Die Liebe heißt man ihn, so werth ist sie und sein.
V. 245.

Gott hat sich nie gemüht, auch nie geruht, das merk':
Sein Wirken ist sein Ruh'n und seine Ruh' sein Werk.
IV. 166.

Von der heiligen Dreifaltigkeit spricht Angelus in folgender Weise:

---

*) Anspielung auf die bekannte Erzählung, wie der hl. Augustin bei seinem Grübeln über das Geheimniß der heiligsten Dreifaltigkeit durch ein Knäblein zurecht gewiesen worden, welches vorgab, das Meer in ein Grüblein ausschöpfen zu wollen.

Gott Vater ist der Punkt; aus ihm fleußt Gott der Sohn,
Die Linie, Gott der Geist, ist Beider Fläch' und Kron'.
IV. 62.

Gott Vater ist der Brunn', der Quell der ist der Sohn,
Der heil'ge Geist der ist der Strom, so fleußt davon.
V. 123.

Es ist kein Vor noch Nach; was morgen soll geschehn,
Hat Gott von Ewigkeit schon wesentlich gesehn.
II. 182.

Weil in Gott kein Vor oder Nach ist, so läßt sich auch keine Zeit bestimmen, wann er die Welt erschaffen hat, die von Ewigkeit her (als Idee) in ihm war; und so kann man auch sagen, daß Gott noch immer die Welt erschaffe. In anderem Sinne aufgefaßt, würden solche Sprüche allerdings mehr als bedenklich klingen.

Da Gott die Welt erschuf, was schrieb man für ein Jahr?
Kein anderes, als das sein's Urstands erstes war.
V. 91.

Dort in der Ewigkeit geschiehet all's zugleich,
Es ist kein Vor und Nach, wie hier im Zeitenreich.
V. 148.

Weil Gott der Ewige die Welt schuf außer Zeit,
So ist's ja sonnenklar, daß sie von Ewigkeit.
V. 146.

Die Rose, welche hier dein äuß'res Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.
I. 108.

Gott schafft die Welt annoch; kommt dir dieß fremde für?
So wiss': es ist bei ihm kein Vor noch Nach wie hier.
IV. 165.

Gott macht kein neues Ding, ob's uns zwar neue scheint;
Für ihn ist's ewiglich, was man erst werden meint.
V. 179.

Gott ist ihm selber All's: sein Himmel, seine Lust;
Warum schuf er denn uns? — Es ist uns nicht bewußt.
IV. 126.

Das Geschaffene bleibt also — in Gott — ewig besteh'n.

Die Creatur ist mehr in Gotte, denn in ihr,
Zerwird *) sie, bleibt sie doch in ihme für und für.
I. 193.

Weil die Geschöpfe gar in Gottes Wort besteh'n,
Wie können sie denn je zerwerden und vergehn?
I. 109.

Schau, diese Welt vergeht. Was? sie vergeht auch nicht:
Es ist nur Finsterniß, was Gott an ihr zerbricht.
II. 109.

Hoch über allen Geschöpfen an Werth und Würde steht die Menschenseele, Gottes Ebenbild, sein Sohn, ihm ähnlich, „so wie dem Tropfen Blut, der aus der Wunde quillt, ganz ähnlich ist das Roth, das noch die Adern füllt";[33] so hoch gestellt, daß Gott selbst um ihre Liebe wirbt; so frei, daß Gott selbst sie niemals zwingen kann; so reich, daß sie Seligkeit und Verdammniß, Himmel und Hölle nur in sich selber trägt.

Ich trage Gottes Bild; wenn er sich will besehn,
So kann es nur in mir und wer mir gleicht, geschehn.
I. 105.

Die ew'ge Weisheit baut, ich werde der Palast,
Wann sie in mir und ich in ihr gefunden Rast.
I. 186.

Die Welt ist mir zu eng', der Himmel ist zu klein:
Wo wird doch noch ein Raum für meine Seele sein?
I. 187.

Die Seel' ist eine Flamm', aus Gott dem Blitz gegangen;
Ach, sollte ich denn nicht in ihn zurück gelangen?
II. 158.

Schließ mich, so streng du willst, in tausend Eisen ein,
Ich werde doch ganz frei und ungefesselt sein.
I. 118.

Nichts Stärk'res ist als Gott, doch kann er nicht verwehren,
Daß ich nicht was ich will, soll wollen und begehren.
V. 98.

---

*) Diese Wortbildung „zerwerden" = zergehen, um etwas Neues zu werden, stammt aus tiefer Gedankenquelle des Dichters.

Der Will' macht dich verlor'n, der Will' macht dich gefunden,
Der Wille macht dich frei, gefesselt und gebunden.
VI. 82.

Gott, Teufel, Welt und all's will in mein Herz hinein:
Es muß ja wunderschön und großen Adels sein *).
III. 110.

Der Mensch muß doch was sein: Gott nimmt sein Wesen an;
Um aller Engel will'n hätt' er solch's nicht gethan.
V. 131.

Gott straft die Sünder nicht: die Sünd' ist selbst ihr Hohn,
Ihr' Angst, Pein, Marter, Tod; wie Tugend selbst ihr Lohn.
V. 55.

Könnt' ein Verdammter gleich im höchsten Himmel sein,
So fühlte er doch stets die Höll' und ihre Pein.
V. 15.

Der Weise, wenn er stirbt, begehrt in Himmel nicht:
Er ist zuvor darin, eh' ihm das Herze bricht.
V. 68.

Halt an, wo laufst du hin? Der Himmel ist in dir:
Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für.
I. 82.

Der Himmel ist in dir und auch der Höllen Qual;
Was du erkiest und willst, das hast du überall.
I. 145.

Die Seel' ist groß von Macht: Gott selbst muß ihr gestehn **),
Und kann ihr nimmer mehr ohn' ihren Will'n entgehn.
III. 145.

Abwendung von Gott, dem einzig Guten, das ist die Sünde, sie ist ganz des Menschen Eigenthum. Gott sucht den Sünder auf, aber er kann ihn ohne des Menschen Mitwirkung nicht retten; wenn aber der Mensch will, so kann er durch Buße die Versöhnung erlangen.

---

*) Nachgeahmt von G. Terstegen:

Es muß das Menschenherz wohl etwas Großes sein:
Gott, Teufel, Welt und Fleisch und Alles will hinein.
Erwähle, weil du kannst, dir doch den besten Gast;
Hast du was Guts gewählt, so halte was du hast.

**) Stand halten.

Das Gute kommt aus Gott; d'rum ist's auch sein allein;
Das Bös' entsteht aus dir — das laß du deine sein.
V. 230.

Die Sünd' ist anders nichts, als daß ein Mensch von Gott
Sein Angesicht abwend't und kehret sich zum Tod.
IV. 69.

Der Sonne thut's nicht weh, wenn du von ihr dich kehrst:
Also auch Gotte nicht, wenn du in Abgrund fährst.
V. 56.

Das Schaf ist gänzlich hin, das nie wird wieder funden;
Die Seel', die Gott nicht find't, bleibt ewiglich verschwunden.
VI. 79.

Ein Fünklein außer'm Feu'r, ein Tropfen außer'm Meer:
Was bist du doch, o Mensch, ohn' deine Wiederkehr?
V. 369.

Zwei müssen es vollziehn: ich kann's nicht ohne Gott,
Und Gott nicht ohne mich, daß ich entgeh' dem Tod.
V. 48.

Des Menschen größter Schatz ist guter Will' auf Erden;
Ist Alles gleich verlor'n, durch ihn kanns wieder werden.
V. 62.

Die Seele, Gottes Bild, ist der verlorne Groschen,
Die Kerze himmlisch Licht, das durch den Fall verloschen,
Die Weisheit das Weib, die es auf's Neu' entzünd't:
Wie selig ist der Mensch, den sie nun wieder find't!
IV. 58.

Die Buß' ist bald gethan, daß dich Gott los muß sagen:
Du darfst nur an die Brust, wie jener Sünder, schlagen.
V. 71.

Die Buß' ist wie ein Strom: sie dämpft mit ihren Wellen
Den größten Gotteszorn und löscht das Feu'r der Höllen.
III. 169.

Du sprichst: das höll'sche Feu'r wird nie verlöscht gesehn —
Und sieh, der Büßer löscht's mit einer Augenthrän'!
IV. 100.

Wenn du aus Sodom gehst und dem Gericht entfliehst,
So steht dein Heil darauf, daß du nicht rückwärts siehst.
V. 256.

Die Bekehrung ist eine nothwendige Neugeburt, eine Auferstehung des Menschen, aber zugleich eine Wie-

dergeburt Christi in der Menschenseele; ohne diese erneute Geburt kann die Menschwerdung Christi nicht erlösen.

Ach Pilger, kehre ein! Der Stall zu Bethlehem
Ist besser als die Burg und Stadt Jerusalem.
III. 2.

Wird Christus tausendmal in Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: du bleibst doch ewiglich verloren.
I. 61.

Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
Wo es nicht auch in dir wird aufgericht't, erlösen.
I. 62.

Ich sag, es hilft dich nicht, daß Christus auferstanden,
Wo du noch liegen bleibst in Sünd' und Todesbanden.
I. 63.

Ach könnte nur dein Herz zu einer Krippe werden,
Gott würde noch einmal ein Kind auf dieser Erden.
II. 53.

Merk', in der stillen Nacht wird Gott ein Kind geboren,
Und wiederum ersetzt, was Adam hat verloren.
Ist deine Seele still und dem Geschöpfe Nacht,
So wird Gott in dir Mensch und Alles wieder bracht.
III. 8.

Du mußt Maria sein und Gott aus dir gebären,
Soll er dir ewiglich die Seligkeit gewähren.
I. 23.

Ach Freude! Gott wird Mensch und ist auch schon geboren.
Wo da? In mir: Er hat zur Mutter mich erkoren.
Wie gehet es denn zu? Maria ist die Seel',
Das Krippelein mein Herz, der Leib der ist die Höhl',
Die neu' Gerechtigkeit sind Windeln und sind Binden,
Der Joseph Gottesfurcht die Kräfte des Gemüths
Sind Engel, die sich freu'n, die Klarheit ist ihr Blitz,
Die keuschen Sinne sind die Hirten, die ihn finden.
III. 238.

Die Auferstehung ist im Geiste schon geschehen,
Wenn du dich läß'st entwirkt von deinen Sünden sehen.
IV. 55.

Wenn du dich überhebst und lässest Gott nur walten,
So wird in deinem Geist die Himmelfahrt gehalten.
IV. 56.

Im Wasser lebt der Fisch, die Pflanzen in der Erden,
Der Vogel in der Luft, die Sonn' im Firmament,
Der Salamander muß im Feu'r erhalten werden,
Im Herzen Jesu ich, als meinem Element.

IV. 32.

Wer nun so den Weg der Reinigung gegangen ist, der soll fortan den Berg der Vervollkommnung ersteigen, von welchem Tauler sagt, es sei der Berg Oliveti, an dem einst der Herr gesprochen: Dein Wille, nicht der meine geschehe. „Welcher Mensch Jesu Christo wahrlich nachfolgen will, der muß auf diesen Berg klimmen oder steigen, wie sauer und wie hart es ihm auch immer werde; denn es ist kein Berg so schön und so wonniglich auf diesem Erdreich, man müßte denn mit Beschwerde und mit Mühe hinaufsteigen." (Tauler.) Hier aber steigt man auf durch Erfüllung der göttlichen Gebote in aufrichtiger Gottes- und Nächstenliebe, vor Allem durch Einfalt und Demuth; aber wie die Tugenden, so fördern auch die Leiden, die mit Gelassenheit und Geduld ertragen werden, den cherubinischen Wandersmann auf diesem Wege zum Oelbergsgipfel. Es ist der Weg der Erleuchtung.

Mensch, lebest du in Gott und stirbest deinem Willen,
So ist dir nichts so leicht, als sein Gebot erfüllen.

I. 281.

Zwei Farben halt' ich hoch und suche sie mit Fleiß:
Grün in Gerechtigkeit, in Christi Unschuld weiß.

II. 232.

Das Wort, das Gott von dir am allerliebsten hört,
Ist, wenn du herzlich sprichst: Sein Wille sei geehrt.

I. 232.

Das Himmelreich wird leicht erobert und sein Leben:
Belag're Gott mit Lieb', er muß dir's übergeben.

III. 58.

Die Hoffnung ist ein Seil: könnt' ein Verdammter hoffen,
Gott zög' ihn aus dem Pfuhl, in dem er ist ersoffen.

I. 222.

Der Regen fällt nicht ihm, die Sonne scheint nicht ihr;
Du auch bist Anderen geschaffen und nicht dir.

IV. 186.

Der Arme, gibst du ihm, macht dich dem Reichen gleich,
Wie da? er trägt dir all's voran in's Himmelreich.

VI. 88.

Daß du nicht Menschen liebst, das thust du recht und wohl;
Die Menschheit ist's, die man im Menschen lieben soll.

I. 163.

Mensch, speise wen du willst, zeuch tausend Armen an,
So du ein Sünder bist, du hast nicht wohlgethan.

V. 168.

Die Tugenden sind so verknüpfet und verbunden,
Wer ein' alleine hat, der hat sie alle funden.

V. 171.

Schau, alle Tugenden sind Ein' ohn' Unterscheid:
Willst du den Namen hör'n? sie heißt Gerechtigkeit.

V. 172.

Die Demuth ist der Grund, der Deckel und der Schrein,
In dem die Tugenden stehn und beschlossen sein.

I. 94.

Mensch, überheb' dich nicht, die Demuth ist dir Noth:
Ein Thurm ohn' rechten Grund fällt von sich selbst in Koth.

III. 60.

Der allernächste Weg zur wahren Heiligkeit
Ist Demuth auf dem Pfad der keuschen Reinigkeit.

III. 126.

Mensch, wirst du nicht ein Kind, so gehst du nimmer ein,
Wo Gottes Kinder sind: die Thür ist gar zu klein.

I. 153.

Denkt doch, was Demuth ist! seht doch, was Einfalt kann!
Die Hirten schauen Gott am allerersten an.
Der sieht Gott nimmermehr, noch dort, noch hier auf Erden,
Der nicht ganz inniglich begehrt ein Hirt zu werden.

III. 6.

Lieb' ist die Königin, die Tugenden Jungfrauen,
Die Mägde Werk und That; — wem willst du dich vertrauen?

II. 234.

Drei Werke muß man thun, wenn man für Gott will treten:
Er fordert sonst auch nichts als Wachen, Fasten, Beten.

II. 220.

Sei hungrig, arm und sanft, barmherzig, friedlich, rein,
Betrübt, verfolgt um Gott, so kannst du selig sein.
II. 217.

Hast du Verworfenheit, Verachten, Meiden, Flieh'n,
So kannst du thurstiglich *) mit Gott zu Felde zieh'n.
II. 253.

Christ, so du unverwelkt in Leiden, Kreuz und Pein
Wie eine Rose blühst, wie selig wirst du sein!
III. 85.

Das Leiden Christi ist am Kreuz nicht gar vollbracht;
Er leidet heute noch bei Tag und auch bei Nacht.
V. 159.

Mensch, du sollst Paulus sein und in dir selbst erfüllen,
Was Christus nicht gethan, wo sich der Zorn soll stillen.
V. 160.

Ach Kind, ist denn auch dir zur Zeit noch nicht bewußt,
Daß man nicht immer liegt an unsres Herren Brust?
Wen er am liebsten hat, der muß in Kreuz und Pein,
In Marter, Angst und Tod der Nächste bei ihm sein.
III. 41.

Mensch, bist du Gott getreu und meinest ihn allein,
So wird die größte Noth ein Paradies dir sein.
I. 131.

Wer in sich Ehre hat, der sucht sie nicht von außen,
Suchst du sie in der Welt, so hast du sie noch draußen.
VI. 24.

Wirf das Gebündle weg! wer streiten will und kriegen,
Dem muß kein Sack voll Geld auf seinen Achseln liegen.
VI. 67.

Mensch, du bedarfst nicht viel zur ew'gen Seligkeit:
Es hilft ein einzig's Kraut, das heißt Gelassenheit.
V. 70.

Die Ros' ist meine Seel', der Dorn des Fleisches Lust,
Der Frühling Gottes Gunst, sein Zorn ist Kält' und Frost;
Ihr Blühn ist Gutes thun, den Dorn, ihr Fleisch, nicht achten,
Mit Tugenden sich zier'n und nach dem Himmel trachten;
Nimmt sie die Zeit wohl wahr und blüht weil's Frühling ist,
So wird sie ewiglich für Gottes Ros' erkiest.
III. 90.

---

*) kühn.

„Der Berg Oliveti,“ sagt Tauler, „schaut hin gen Jerusalem, was einen Frieden bedeutet ohne Widerwärtigkeit.“ Wenn der Mensch sich selbst verläßt und aus sich selbst ausgeht, dann ziehet Gott ein; wenn er sich selbst stirbt, dann lebt er Gott. Das ist der Weg der Vereinigung. Fortan wohnt Gott in einer solchen Menschenseele und mit ihm Friede und Seligkeit. Nun ist die Seele die Braut Gottes geworden, sie hat keinen Wunsch mehr, in schweigender seliger Betrachtung schmiegt sie sich an ihren Bräutigam, der alle Schätze als Morgengabe in ihren Schooß ausgießt. Und nur auf Augenblicke, da der Geliebte sich ihr entzieht, ist die also verlassene Seele eine trauernde Wittwe, ein seufzendes Turteltäublein, das auf dürrem Ast sitzt und trübes Wasser trinken muß. „Willst du aber wissen, wie solche Vereinigung geschieht, so frage die Gnade, und nicht die Lehre; das Verlangen, und nicht den Verstand; das Seufzen des Gebetes, und nicht das fleißige Lesen; den Bräutigam, nicht den Meister; Gott, nicht Menschen; die Dunkelheit, nicht die Klarheit; nicht das Licht, sondern das Feuer, welches ganz und gar anflammt und in Gott mit brennenden Begierden führt, welches Feuer Gott selber ist.“ (St. Bonaventura.)

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden;
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden.
V. 200. (Nach Sankt Augustin.)

Mensch, gibst du Gott dein Herz, er gibt dir seines wieder;
Ach welch ein werther Tausch! du steigest auf, er nieder.
II. 41.

Fragst du, wie Gott, das Wort, in einer Seele wohne?
So wisse: wie das Licht der Sonne in der Welt,
Und wie ein Bräut'gam sich in seiner Kammer hält,
Und wie ein König sitzt in seinem Reich und Throne,
Ein Lehrer in der Schul', ein Vater bei dem Sohne,
Und wie ein theurer Schatz in einem Ackerfeld,
Und wie ein schöner Gast in einem schönen Zelt,
Und wie ein Kleinod ist in einer goldnen Krone,

Wie eine Lilie in einem Blumenthal,
Und wie ein Saitenspiel bei einem Abendmahl,
Und wie ein Zimmetöl in einer Lamp' entzunden,
Und wie das Himmelsbrod in einem reinen Schrein,
Und wie ein Garten-Brunn und wie ein kühler Wein:
Sag', ob er anderswo so schöne wird gefunden?

VI. 1.

Drei Stände küssen Gott: die Mägde fall'n zu Füßen,
Die Jungfraun nahen sich die milde Hand zu küssen,
Die Braut, so ganz und gar von seiner Lieb' ist wund,
Die liegt an seiner Brust und küßt den Honigmund.

III. 234.

Fünf Staffeln sind in Gott: Knecht, Freund, Sohn, Braut, Gemahl;
Wer weiter kommt, verwird und weiß nichts mehr von Zahl.

II. 255.

Die Seele, die nichts weiß, nichts will, nichts liebt denn 's Ein,
Muß heute noch die Braut des ew'gen Bräut'gams sein.

II. 14.

Die Braut des ew'gen Gott's kann jede Seele werden,
Wo sie nur seinem Geist sich unterwirft auf Erden.

IV. 40.

Ein Engel sein ist viel, noch mehr ein Mensch auf Erden,
Und nicht mit ihrem Wust und Koth besudelt werden.

III. 106.

Geschäftig sein ist gut, viel besser aber beten,
Noch besser: stumm und still vor Gott den Herren treten.

II. 19.

Ein Gott ergeb'ner Mensch ist Gotte gleich an Ruh
Und wandelt über Zeit und Ort in jedem Nu.

II. 119.

Die Liebe, wenn sie neu, braust wie ein junger Wein,
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie sein.

V. 210.

Nenn' mich nicht Seraphin, nicht Cherubin, nicht Thron,
Ich will der Friedreich sein; denn so heißt Gottes Sohn.

II. 236.

Wem alle Ding' ein Ding und lauter Friede sind,
In dem ist wahrlich schon gebor'n der Jungfrau Kind.

IV. 206.

Gott ist mein Geist, mein Blut, mein Fleisch und mein Gebein:
Wie sollt' ich denn mit ihm nicht ganz durchgottet sein?
I. 216.

Das Tröpflein wird das Meer, wenn es in's Meer gekommen,
Die Seele Gott, wenn sie in Gott ist aufgenommen.
VI. 171.

Ich bin die Turteltaub', die Welt ist meine Wüste,
Gott, mein Gemahl, ist weg, d'rum sitz ich ohn' Geniste.
V. 285.

Die Ruhe des Gemüths besteht in dem allein,
Daß es vollkömmlich ist mit Gott ein ein'ges Ein.
V. 321.

Bis dahin konnten wir dem Meister in Gedanken folgen, selbst bis zur schwindelnden Höhe, wo auf eisumstrahlten Zinken die Jungfrau sitzt (die Menschenseele), fern von dem Weltgetriebe, gehüllt in den Schleier der Gottheit, verklärt im Himmelsfrieden und in ungestörter Ruhe. Aber der cherubinische Wandersmann enthält auch Sprüche, vor deren Kühnheit wir zurückschrecken, weil sie in ihrer Fassung den Unterschied zwischen Gott und dem Geschöpf aufzuheben und so dem baaren Pantheismus zu huldigen scheinen.

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben,
Werd' ich zu nicht, er muß von Noth den Geist aufgeben.
I. 8.

Daß Gott so selig ist und lebet ohn' Verlangen,
Hat er sowohl von mir als ich von ihm empfangen.
I. 9.

Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein,
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.
I. 10.

Gott ist so viel an mir, als mir an ihm gelegen:
Sein Wesen helf' ich ihm, wie er das meine, hegen.
I. 100.

Ich bin so reich als Gott, es kann kein Stäublein sein,
Das ich, Mensch, glaube mir, mit ihm nicht hab' gemein.
I. 14.

Gott ist wahrhaftig nichts: und so er etwas ist,
So ist es nur in mir, wie er mich ihm erkiest.
I. 200.

Wie derartige Sprüche ganz geeignet waren, in unseren Tagen dem Dichter die Gunst von Männern zuzuführen, die sich dem Christenthum entfremdet haben — hier wären Hegel und Varnhagen von Ense mit seiner Gattin Rahel zu nennen — so mußten sie trotz der kirchlichen Approbation in jenen Tagen den christlichen Leser mindestens wunderlich berühren und ihm zu Mißverständnissen Anlaß geben. Scheffler hat das selbst gefühlt und sich in der Vorrede zur zweiten Auflage dahin erklärt:

„Weil folgende Reimen seltsame Paradoxa oder widersinnige Reden, wie auch sehr hohe und nicht jedermann bekannte Schlüsse von der geheimen Gottheit item von Vereinigung mit Gott und göttlichem Wesen in sich halten, welchem man wegen der kurzen Verfassung leicht einen verdammlichen Sinn oder böse Meinung könnte andichten, als ist vonnöthen dich deßhalb zuvor zu erinnern. Und ist hierbei einmal für allemal zu wissen, daß des Urhebers Meinung nirgends sey, daß die menschliche Seele ihre Geschaffenheit solle oder könne verlieren, und durch die Vergötterung in Gott oder sein ungeschaffenes Wesen könne verwandelt werden, welches in alle Ewigkeit nicht sein kann. Denn obwohl Gott allmächtig ist, kann er doch dieses nicht machen (und wenn er es könnte, wäre er nicht Gott), daß eine Creatur wesentlich und natürlich Gott sey."

Er citirt dann selbst die oben mitgetheilten bedenklichen Sprüche und legt ihren Sinn dahin aus, „daß die gewürdigte und heilige Seele zu solcher nahen Vereinigung mit Gott und seinem göttlichen Wesen gelange, daß sie mit demselben ganz und gar durchdrungen, überformt, vereinigt und Eins sei, so daß, wenn man sie sehen sollte, man an ihr nichts anderes sehen und erkennen würde als Gott, wie

denn im ewigen Leben geschehen wird, weil sie von dem Glanze seiner Herrlichkeit gleichsam ganz verschlungen sein wird. Ja, daß sie zu solchem vollkommenen Gleichniß Gottes gelangen könne, daß sie eben dasjenige aus Gnaden sei, was Gott von Natur ist, und also in diesem Verstande recht und wohl ein Licht in dem Lichte, ein Wort in dem Worte und ein Gott in Gotte (wie in den Reimen geredet wird) könne genannt werden. Sintemal, wie ein alter Lehrer sagt, Gott der Vater hat nur einen Sohn, und derselbe sind wir alle in Christo; sind wir nun Söhne in Christo, so müssen wir auch sein was Christus ist und dasselbe Wesen haben, welches der Sohn Gottes hat. Darin stimmten alle heiligen Gottesschauer überein: Tauler und Ruysbroek und zumal der hl. Bernhard, der sich äußert: „Wir werden das sein was Er ist. Denn welchen die Macht gegeben ist Gottes Kinder zu werden, denen ist auch die Macht gegeben, nicht zwar daß sie Gott seien, sondern daß sie seien was Gott ist.“

„Für's Andere ist zu wissen, daß das göttliche Wesen zwar unmittheilhaftig sei, solcher Gestalt, daß es sich mit einem Dinge vermengen sollte und eine Natur oder Wesen mit ihm werden, daß es aber auf gewisse Weise wegen der so nahen und inniglichen Vereinigung, mit welcher es sich ja in die heilige Seele ergießt, gleichwohl mittheilhaftig könnte genannt werden. Wenn nun der Mensch zu solcher vollkommenen Gleichheit Gottes gelangt ist, daß er ein Geist mit Gott und Eins mit ihm geworden und in Christo die gänzliche Kind- und Sohnschaft erreicht hat, so ist er so groß, so reich, so mächtig und weise als Gott, und Gott thut nichts ohne einen solchen Menschen; denn er ist Eins mit ihm, er offenbart ihm alle seine Herrlichkeiten und Reichthümer und hat nichts in seinem ganzen Hause d. i. in sich selber, was er vor ihm verborgen hielte, wie er zu Mosen sagte: ich will dir all mein Gut zeigen. Deßwegen

sagt der Autor nicht zu viel, wenn er Nro. 14 in der Person eines solchen Menschen spricht: ‚ich bin so reich als Gott‘; denn wer Gott hat, der hat mit Gott Alles, was Gott hat.“

Genügen diese Erörterungen, um die Rechtgläubigkeit des Dichters zu retten, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß solche der Mißdeutung ausgesetzte, ja dieselbe fast herausfordernde Sprüche dem ersten Buche des Wandersmannes angehören, das in vier Tagen und nach älteren Vorlagen niedergeschrieben wurde. Es wird kein Unrecht gegen den Dichter sein, wenn wir darin die Nachklänge der Jakob Böhme'schen Zeit erblicken.

Die zweite gefährliche Klippe für die mystische Spekulation ist der sogenannte Quietismus, dem eben erwähnten Pantheismus nahe genug verwandt. Der Quietismus spricht von einer vollständigen Selbstvernichtung der Seele, die auf der Höhe der Betrachtung stattfinden soll; er erklärt folgerichtig die Betrachtung selbst lediglich für eine Frucht der Wirksamkeit Gottes, die im Grunde der Seele, wo die Vereinigung mit der Gottheit zu Stande gekommen ist, schafft und waltet. Darum gibt es auf dieser Stufe der Vollkommenheit für die Seele kein Gebet, kein Verlangen nach dem ewigen Heile, keinen Glauben, keine Werkthätigkeit mehr; sie ruht in Gott, unbekümmert um ihr Heil, aber schon hienieden so selig wie die Himmlischen; und auf dieser Höhe der Beschaulichkeit vermag sie sich für die ganze Lebenszeit zu behaupten. Solche Lehren, bestechend und gefährlich für fromme, aber schwärmerische Gemüther, hatten früher schon die Hesychasten und Begharden verkündigt; ein Theil der mittelalterlichen Mystiker, vor Allen Meister Eckhard, scheint ihnen nach dem Wortlaut ihrer Sätze nicht fern zu stehen; nicht lange nach Schefflers Zeit traten sie in der Schrift des Spaniers Molinos, dem „geistlichen Wegweiser“, unverhüllter hervor, fanden in Frankreich Eingang (Frau Guyon) und wurden in Rom verworfen.

Eine Reihe von Schefflers Sprüchen, — sie sind zum Theil schon oben aufgeführt — die offenbar ziemlich ahnungslos nur Sätze der früheren Mystiker in den Vers umgesetzt haben, streifen stark an dieser Klippe. Darum hat schon Leibnitz, dessen scharfem Auge der Zusammenhang in den geistigen Strömungen seiner Zeit nicht verborgen blieb, den Dichter des ‚cherubinischen Wandersmannes‘, welches Werk er ausdrücklich namhaft macht, mit den Quietisten und mit Molinos zusammengestellt, und seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß dieses Buch die kirchliche Approbation gefunden habe. Doch eben diese kirchliche Approbation darf als Beweis gelten, daß selbst der scharfe Censor aus dem Orden der Gesellschaft Jesu den betreffenden Versen eine kirchlich-richtige Deutung zu geben kein Bedenken trug. Wohl hat der Dichter die Nothwendigkeit empfunden, in der zweiten Auflage dem Verständnisse des Lesers auch hier durch richtigstellende Anmerkungen nachzuhelfen.

Später kam dann Leibnitz in seiner Abhandlung über die Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft, die seiner berühmten Theodicee vorgedruckt ist, noch einmal auf unsern Mystiker zurück und fügt die Schlußbemerkung hinzu: „es sei zwar allerdings besser so zu schreiben, daß man nicht erläutert oder entschuldigt zu werden brauche, wie dies schon bei dem Mystiker Ruysbroek habe geschehen müssen; und doch müsse man gestehen, daß die oft übertriebenen, so zu sagen poetischen Ausdrücke stärker ergriffen als die regelmäßige Sprache der Prosa.“ [34] Ja, es ist kein Zweifel, wenn Scheffler in Prosa geschrieben hätte, er würde sich vorsichtiger, klarer und unzweideutiger ausgedrückt haben; andernfalls wäre er schwerlich der Censur entgangen. Und so kommen wir schließlich auf die Horazische Regel zurück, daß man Malern und Dichtern, die ja ohne Phantasie nichts sind, schon etwas mehr zugestehen dürfe.

Noch bleibt uns Einiges über die Geschichte des Büchleins zu sagen. Nach des Verfassers Tode veranstaltete Gottfried Arnold, jener viel gelobte und viel geschmähte protestantische Kirchenhistoriker, der sich in seiner „unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie“ fast aller Ketzer so warm annahm, eine neue Ausgabe (Frankfurt, 1701), die er mit einem Vorwort begleitete. Aber schon wird es stiller von Angelus Silesius; Wolf und seine Schüler mit ihrer natürlichen Theologie, die Moralphilosophen in ihrer Losschälung von jeder Spekulation, die Aufklärer und Nicolaiten in ihrer Nüchternheit, selbst Kant und Fichte nebst ihren Anhängern der reinen Vernunft, sie alle konnten an der Mystik und speziell an der dichterischen Mystik Schefflers keine Freude haben und ließen sie unbeachtet abseits liegen. Nur eine kleine Gemeinde von „guten Freunden“ hielt treu aus und veranstaltete auf eigene Kosten einen neuen Abdruck der Arnold'schen Ausgabe (Altona, 1737). Die gebildeten Katholiken aber traten gar zu ängstlich in die Fußstapfen der protestantischen Bildung; sie vergaßen das Werk des großen Convertiten; und hätten sie es nicht vergessen, sie wären zu ängstlich gewesen, daran zu erinnern und auf's Neue damit hervorzutreten. Nur Gervinus weiß, er sagt nicht woher, daß für die Verbreitung des Wandersmannes in hierarchischer Thätigkeit gesorgt worden, und daß man solche Sprüche von Scheffler auf Karten gedruckt und zu einer „geistlichen Lotterie“ hergerichtet habe.[35]

Erst **Friedrich Schlegel** verkündete wieder Schefflers Lob mit der an ihm gewohnten Begeisterung. Und nun erschienen zunächst Sammlungen von auserwählten Sprüchen — eine Auswahl von Heid, München 1815; eine deßgleichen von Franz Horn im Taschenbuch für deutsche Frauen, Nürnberg 1819; Wilhelm Müller, der die Dichter des 17. Jahrhunderts durch Auszüge erneute, hat den 9. Band der

„Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts“ dem Angelus Silesius gewidmet. Christoph Schmid, der berühmte Jugendschriftsteller, hat unter dem Titel: „Geistliches Vergißmeinnicht“ (Augsburg, 1840) eine „Auswahl der schönsten und geistreichsten Sinnreime“ in theilweise erneuter Sprache, aber doch mit Schonung des Eigenthümlichen, herausgegeben und unter die dreifache Rubrik: Blicke in die heiligen Schriften, Blicke auf die Werke Gottes, Blicke in das menschliche Herz und das menschliche Leben, geordnet. Mit den dunklen und mißverständlichen haben hier allerdings auch viele der prächtigsten und geistreichsten Sprüche ausfallen müssen. Gerade das Umgekehrte leistet eine in Berlin zuerst 1820 und dann noch 1833 und öfter gedruckte Auswahl. Sie stammt von Varnhagen von Ense oder eigentlich mehr von seiner Gattin Rahel her, die auch ihrerseits einzelne Sprüche mit kurzen Bemerkungen versehen und eine Anzahl von Aussprüchen eines Geistesverwandten Schefflers, des Franzosen Saint Martin, hinzugefügt hat. Varnhagen ließ das Ganze als Manuscript, als „eine persönliche Gabe der Liebe, Freundschaft und Verehrung“ drucken, und bemerkt in Beziehung auf die mit einer gewissen Vorliebe ausgesuchten dunkelen und seltsamen Sprüche: „Dem Ganzen darf mit größtem Recht ein ähnliches Vorurtheil zu Gute kommen wie jenen Schriften des Heraklit, bei denen der weise Leser aus der Vortrefflichkeit des ihm Einleuchtenden auf eine nicht geringere des annoch Dunkelen schloß.“

Die erste vollständige Ausgabe erschien zu Sulzbach bei Seidel 1829; sie bringt zugleich die sachlichen Bemerkungen des Dichters, seine Zuschrift und die wichtige Vorrede der Ausgabe von 1674. Alle diese Zugaben hat leider Rosenthal in seiner Ausgabe der sämmtlichen poetischen Werke Schefflers, wo der cherubinische Wandersmann den größten Theil des zweiten Bandes füllt, weggelassen und nur einzelne Stellen aus Schefflers Vorrede in der Biographie

mitgetheilt, die den Werken vorausgeschickt ist. Um die Gruppirung und Erklärung der Scheffler'schen Sinnsprüche hat sich Franz Kern, derselbe, der auch auf das verwandte große Lehrgedicht Rückerts seine Untersuchungen ausdehnte, verdient gemacht (J. Schefflers cherubinischer Wandersmann, literar-historische Untersuchung, Leipzig, 1866). Namentlich stellt er sich die Aufgabe, die Gedankenwelt des cherubinischen Wandersmanns in geschichtlichen Zusammenhang zu bringen. Wenn er bei dieser Erforschung des Baumaterials und Reconstruktion aus älteren Denkmälern die Aufmerksamkeit vor Allem auf Meister Eckhart lenkt und über diesen hinüber auf die Neuplatoniker blickt, so ist er sicherlich nicht auf falscher Spur. Aber damit sind doch nur für einen winzigen Theil der umfassenden Scheffler'schen Gedankenwelt die Quellen entdeckt. Denn schließlich ist Meister Eckhart doch nur ein Nebenfluß für den Strom dieser Mystik; und es wird auch nach Kern noch Einer kommen müssen, der mit größerer Belesenheit im hl. Bernardus und seinen Zeitgenossen, in Ruysbroeck, Tauler und ihren Freunden diese Untersuchungen zu einem befriedigenden Abschluß bringt. [36]

VII.

Scheffler als Streittheologe.

Wir haben in den letzten Abschnitten versucht, Schefflern in seiner doppelten dichterischen Thätigkeit zu schildern. Das ist jedoch nur eine Seite seines reichen Geistes, allerdings die interessanteste, je nachdem auch die liebenswürdigste. Aber wenn Angelus — um mich seinen eigenen Ausdrücken anzuschließen — in der „heiligen Seelenlust" dem Seraph gleich das Herz in göttlicher Liebe entzünden will, in dem „Wandersmann" wie ein Cherub mit verwandten Augen Gott anschaut, so hat doch dieser

Cherub auch ein Flammenschwert, das er gegen Jene schwingt, die abgefallen sind von dem Glauben und der Liebe, und die, im Abfall verhärtet, auch Andere zu verführen trachten.

Wir stehen an der umfassenden Thätigkeit, die Angelus als Streittheologe gegen die Protestanten, in erster Linie gegen seine protestantischen schlesischen Landsleute, entfaltet hat, und durch welche er unter den Kämpfern der Gegenreformation auf geistigem Gebiet eine der ersten Stellen einnimmt. Bevor ich indeß zur Darstellung dieser Thätigkeit übergehe, wird es angemessen sein, einige Notizen über den Stand der Religionsparteien in Schlesien, insbesondere über die Bemühungen der Katholiken, den verlorenen Boden wieder zu erringen, hier niederzulegen. Nur in diesem Zusammenhange und auf diesem Grunde gewinnt das Bild Schefflers als Streittheologen den rechten Hintergrund.

Nach blutigen Kämpfen war im letzten Regierungsjahre Kaiser Karls V., im September 1555, der Augsburger Religionsfriede zu Stande gekommen, welcher im Wesentlichen festsetzte, daß der Kaiser, die Kurfürsten, Fürsten und Stände keinen Stand des Reiches wegen der augsburgischen Confession beunruhigen, beschädigen oder vergewaltigen, daß dagegen auch die der augsburgischen Confession zugethanen Stände den Kaiser und die Stände der alten Religion gleicher Gestalt bei ihrer Religion und ihren Gebräuchen, Gütern, Landen, Leuten, Renten, Zinsen, Zehnten unbeschwert sollten bleiben lassen; und solle die streitige Religion nicht anders denn durch christliche, freundliche, friedliche Mittel und Wege zu einer Vergleichung gebracht werden. Der Friede war auf die Grundlage gestellt: uti possidetis, ita possideatis (wie man es jetzt besitzt, so soll man es ferner besitzen).

Indeß war der Name „Religionsfriede" nur ein äußerer Schein und ein täuschendes Wort; denn die Streitigkeiten nahmen dadurch kein Ende, sondern dauerten auch dann noch

fort, als die Bestimmungen dieses augsburger Reichsabschiedes durch den westfälischen Frieden abermals bestätigt und auf die Reformirten, die bis dahin davon ausgeschlossen waren, ausgedehnt wurden. Und von dem, was wir Religionsfreiheit nennen und als eine selbstverständliche Forderung des freien Menschen zu bezeichnen pflegen, kennt dieser Religionsfriede so wenig, daß er nur die Stände des Reiches berücksichtigte. Die Unterthanen dagegen blieben ihren Obrigkeiten gegenüber in Beziehung auf Religion rechtslos; der Besitzer des Landes bestimmte die Religion seiner Leute. Diese durften, wenn sie sich in der Religion beschwert oder gedrückt fühlten, nicht bei andern Ständen des Reiches Hülfe suchen, sie hatten nur das Recht der Auswanderung. Daß die protestantischen Fürsten und Stände von den ihnen zugestandenen Rechten Gebrauch machten, das fand man selbstverständlich; aber nicht so geneigt war man, den katholischen Ständen dasselbe Recht in der Praxis durchgehen zu lassen. In solchen Fällen erhob sich allemal der Ruf, hier werde das Christenthum, das reine Gotteswort, das heilige Evangelium unterdrückt.

Ob der Religionsfriede auf Schlesien, eine nicht unmittelbar zum Reiche gehörige Erbprovinz, Anwendung finde, das war eine staatsrechtliche Frage, die man am Hofe in Wien nicht unbedingt bejahen mochte. Aber auch in dem Falle, daß die Anwendung zugegeben wurde, mußte der Kaiser berechtigt erscheinen, in denjenigen Landestheilen, in welchen er Erbfürst war, in gleicher Weise für sein katholisches Religionsbekenntniß zu verfahren, wie die protestantischen Fürsten zu Liegnitz, Brieg, Oels u. s. w. in ihren Gebieten für das ihrige gethan hatten. In gleicher Lage befand sich der Bischof von Breslau als Fürst von Neisse und die sonstigen katholischen Stände. Aber während die Gegenreformation der Kaiser in ihren österreichischen Erblanden von Erfolg begleitet war, stieß dieselbe in Schlesien

auf große Schwierigkeiten und hartnäckigen Widerstand. Nur in Oberschlesien ließen sich einige geringe Erfolge verzeichnen, die indeß böses Blut genug machten. Alsbald einigten sich die protestantischen Stände Schlesiens mit den Böhmen zu einem förmlichen Bündniß (in Prag 25. Juni 1609), um vom Kaiser die Erledigung aller Religionsbeschwerden und Gewährung voller Religionsfreiheit zu erzwingen. „Nach dem damaligen Stande der Verhältnisse," sagt K. A. Menzel, „war aber das Wort Religionsfreiheit ein Name für die Berechtigung einer Partei zur Unterdrückung der andern. Es lag daher in der Natur der Sache, daß der kaiserliche Hof sich auf das Aeußerste sträubte, durch Einräumung dieser Berechtigung seine Partei der Unterdrückung preiszugeben." [37]

Es ist bekannt, daß die Böhmen durch offene Empörung von Kaiser Rudolf den Majestätsbrief erzwangen. Auch die mit ihnen verbündeten Schlesier erhielten am 20. August 1609 einen solchen Majestätsbrief, der den Protestanten ihren Besitzstand an Kirchen, Schulen, Stiftungen, Zehnten zusicherte, dann noch weiter gehend die Neuerrichtung von Kirchen und Schulen in Städten und Dörfern bewilligte und jede Bedrängung der Unterthanen wegen der Religion ausschloß. So hatte der katholische Landesherr sich der Rechte begeben, welche der augsburger Religionsfriede ihm einräumte. Und wie heutzutage Verfassungsurkunden, so wurden damals solche Freibriefe für das Religionswesen als kostbare Errungenschaften hoch gehalten.

Dennoch blieb eine Schwierigkeit: die katholischen Stände zur Annahme derjenigen Punkte des Majestätsbriefes zu bewegen, bei welchen ihr Interesse berührt war. Denn da die Macht des Landesherrn nicht unumschränkt war, so konnte ein Gesetz, das von ihm zu Gunsten der einen Partei erlassen wurde, der anderen Partei weder Verpflichtungen auflegen, noch Rechte verkürzen. Und der mächtigste unter den

katholischen Ständen Schlesiens, der Bischof von Breslau, legte sogar einen förmlichen Protest nieder gegen den Majestätsbrief, als welcher allen herkömmlichen Verfassungen und wohlerworbenen Rechten zuwider laufe.

Wie nun dem Majestätsbriefe nachgelebt wurde, das zeigen die Beschwerden der beiderseitigen Stände aus dem Jahre 1619. Die Protestanten beschweren sich, daß die katholischen Landesherrn zu Teschen und Troppau und der Bischof von Breslau als Fürst von Neisse, ebenso die Stadtobrigkeiten zu Oppeln, Ratibor und Oberglogau den protestantischen Cultus nicht zulassen wollten. Zahlreicher sind die Beschwerden der Katholiken: man reize das Volk gegen seine katholischen Obrigkeiten auf; Verbrecher würden unter dem Vorwande der Religion der zuständigen Justiz entzogen; bei Streitigkeiten zwischen katholischen und Unkatholischen werde die Justiz nicht am gehörigen Orte gesucht, sondern von dem meist größeren Haufen der Protestanten alsbald mit Aufruhr gedroht; die katholischen Priester werden überfallen, verjagt, die Kirchen mit Gewalt genommen, die Sakramente verunehrt; es könne kein Bankett im Lande gehalten werden, ohne daß man pocht und droht, den Papisten die Hälse einzuschlagen, ihre Güter zu nehmen und sie aus dem Lande zu jagen; auf den Fürstentagen werden die Katholischen von Berathungen nicht selten ganz ausgeschlossen; kein Katholik, auch von den besten Qualitäten, werde von den Unkatholischen zu einem Amt oder Dienst erhoben, während die katholischen Fürsten und Stände augsburgische Confessionsgenossen ohne Mißtrauen und Bedenken anstellten. Die Katholiken bitten daher dringend, die Protestanten auf das uti possidetis als die Grundveste aller Friedfertigkeit zu verweisen und gleiches Recht zwischen beiden Religionsverwandten zu schützen.[38]

Damit war den Protestanten nicht gedient; sie wollten

gewinnen, erobern, sich ausdehnen, auf Kosten ihrer Gegner. Da auch Schlesien sich mit Beginn des dreißigjährigen Krieges auf die Seite des böhmischen Gegenkönigs Friedrich von der Pfalz stellte, so konnte nach Besiegung desselben die Meinung sich verbreiten, daß der Majestätsbrief durch den Aufruhr verwirkt und nicht ferner für den Kaiser verbindlich sei. Dennoch wurde eine Gegenreformation nur im Fürstenthum Neisse und Grottkau durch den Breslauer Bischof durchgeführt. Der Kaiser, jener so viel geschmähte Ferdinand II., gab indeß den Wünschen der Eiferer nicht nach, welche die vollständige Aufhebung des Majestätsbriefes verlangten. Mit der Ruhe eines Weisen entschloß er sich dahin: nur der rechtmäßige Besitz habe durch den Majestätsbrief bestätigt werden können; Alles aber, was die Protestanten unrechtmäßig besäßen, müsse den Katholischen zurückgegeben werden. Als Zeitpunkt des rechtmäßigen Besitzes galt der augsburger Religionsfriede. Darnach mußten allerdings viele von den Protestanten genommene Kirchen den Katholiken zurückgegeben werden. Und wo die Protestanten keinen rechtlichen Anspruch auf Ausübung ihrer Religion hatten, da blieb ihnen freilich nur die Wahl zwischen Auswanderung oder Rücktritt zur katholischen Kirche — Alles nach dem augsburger Religionsfrieden. Sie zogen meist das Letzte vor; doch konnte diese Maßregel nur in Oberschlesien, und auch hier nicht überall, durchgeführt werden.

Freilich kam nun Manches vor, was nach unseren Begriffen nicht gebilligt werden mag; die freiwilligen Rücktritte zur katholischen Kirche, begleitet von schweren Einquartierungen und Bedrängungen, erinnern leider allzu sehr an die freiwilligen Geständnisse der Zauberei mit dem Hintergrund von Folter und Scheiterhaufen, wie sie uns in dieser selben Zeit so häufig entgegentreten. Eine traurige Berühmtheit errangen sich in dieser Beziehung bei den protestantischen Schlesiern insbesondere der Burggraf Karl Hanni-

bal von Dohna, nach Wallensteins Abzug General-Obrist der kaiserlichen Truppen in Schlesien, und das Regiment der Lichtensteiner, die mit dem Namen „Seligmacher" belegt wurden. Doch muß immer wieder bemerkt werden, daß die Protestanten, wo sie es vermochten, dieselben Grundsätze ausführten, daß, wie es zu geschehen pflegt, die untergeordneten Gewalten ohne Wissen des Kaisers über die Weisungen desselben hinaus gingen, daß endlich die protestantisch gefärbten Berichte von Uebertreibungen nicht frei sind. Dafür dürfte schon eine Thatsache genügen. Ein Mann, auf den das ganze protestantische Schlesien stolz war, der Dichter Opitz, trat, ohne seinem väterlichen Glauben abzusagen, als Geheimschreiber in die Dienste des oben erwähnten Grafen von Dohna und empfing aus den Händen des Kaisers den poetischen Lorbeerkranz, später sogar den Adel.

Als nach der Schlacht bei Nördlingen (1634) der Kurfürst von Sachsen den Frieden mit dem Kaiser suchte und unter billigen Bedingungen fand, wurden auch die protestantischen Schlesier wieder zu Gnaden aufgenommen, und der Kaiser gewährte den Herzogen von Brieg, Liegnitz und Oels und der Stadt Breslau für sich und ihre Unterthanen die Ausübung der ungeänderten augsburgischen Confession. Diese Bestimmungen nahm auch der westfälische Friede auf; derselbe ließ im Uebrigen dem Kaiser in seinen Erbfürstenthümern freie Hand, so jedoch, daß Adlige und deren Unterthanen nicht bedrängt und den übrigen Einwohnern der Bau dreier Kirchen („Gnadenkirchen") zu Schweidnitz, Jauer und Glogau, doch außerhalb der Stadtmauern, erlaubt wurde. Ein Mehreres auf friedlichem Wege auszuwirken, behielten sich die Königin von Schweden und die protestantischen Reichsstände vor.

In demselben Jahre, da Scheffler zur Kirche zurücktrat (1653), fing der Kaiser Ferdinand III. wieder mit

Ernst die ihm zuständige Gegenreformation in seinen schlesischen Erbfürstenthümern an. Durch sogenannte Reductions-Commissionen, die zum Theil aus Geistlichen bestanden und von Ort zu Ort zogen, wurden den Protestanten in den unmittelbaren Herzogthümern, und wo sonst die Landesherren es duldeten, alle Kirchen (natürlich mit Ausnahme der Gnadenkirchen) entrissen, die Gebäulichkeiten versiegelt und das Kirchenvermögen beschlagnahmt. Später zogen dann katholische Geistliche in die verlassenen Pfarrhöfe ein. Unter den Mitgliedern der Commission, deren Geschäft die Reduction oder „Reconciliation" war, zeichnete sich der bischöfliche Official Sebastian von Rostock, später Bischof von Breslau, durch Eifer aus.

Natürlich war hiermit die Bekehrung der Protestanten, selbst derjenigen, die das Bleiben im Lande der Auswanderung vorzogen, noch lange nicht vollbracht. Andere Einflüsse mußten aufgeboten werden, um die widerstrebenden Geister zu gewinnen, vorab Belehrung in Wort und Schrift. Dieses Geschäft übernahmen auch in Schlesien ganz vorzugsweise die Jesuiten, hier „spanische Priester" genannt. Sie hatten seit 1570 in Schlesien Eingang gefunden, hatten klein angefangen und nicht bloß mit der Abneigung der Protestanten, sondern auch mit der Eifersucht der andern Orden zu kämpfen gehabt. Bereits 1596 klagten die schlesischen Fürsten und Stände beim Kaiser in bitterster Weise über ihr schnelles Umsichgreifen. Während des dreißigjährigen Krieges und nach dem Friedensschlusse vermehrten sich ihre Niederlassungen, die bald in allen einigermaßen bedeutenden Städten: zu Schweidnitz, Großglogau, Sagan, Hirschberg, Jauer, Leobschütz, Oppeln, Ratibor, Teschen, Troppau u. s. w. zu finden waren. Im Jahre 1649 erwarben sie die große Herrschaft Deutsch-Wartenberg. Schwieriger ging es in Breslau.

Im Jahre 1637 kam Daniel Kirchner, Provincial der

böhmischen Ordensprovinz der Jesuiten, auf Besuch nach Breslau und fand bei dem Meister des Matthiasstiftes Heinrich Hartmann freundliche Aufnahme. Die beiden Ordensoberen kamen dahin überein, daß zwei Priester aus dem Jesuitenorden nach Breslau berufen werden und im Kreuzherrnstift gastliche Aufnahme finden sollten, bis es unter günstigeren Verhältnissen gelingen würde, ein eigenes Collegium zu gründen. So trafen, mit kaiserlichen Empfehlungsschreiben versehen, im Jahre 1638 die Patres Joh. Wazin und Heinr. Pfeilschmidt in Breslau ein. Bald ward ihnen von Abt und Convent des Prämonstratenserstiftes St. Vincenz die Kanzel in ihrer großen Stiftskirche eingeräumt; im Jahre 1641 erwarben sie ein Haus „zum Gebrauch für arme Studirende". Doch wurden der Gründung eines Collegiums, selbst außerhalb der Ringmauern der Stadt, fortwährend Hindernisse entgegengesetzt. Bei dem Friedensschlusse zu Osnabrück verlangten die Protestanten auch, man möge die Stadt Breslau nicht mit dem Jesuitenorden „beschweren". Es ward nicht gewährt; vielmehr befahl Kaiser Leopold im Jahre 1659, sie „ohne einige Solennität unvermerkt in seine Burg einzuführen". Und so geschah es.[39]

Wie die Jesuiten ihren Kampf gegen den Protestantismus organisirten, ist wohl bekannt. Sie verstanden durch Predigten anzuziehen und besonders die Controverspunkte zwischen Katholiken und Protestanten zu beleuchten. Ihre Lehrthätigkeit war eine umfassende und bedeutende. Aus ihren Seminarien rekrutirte sich die Geistlichkeit; daher bald die Klagen, daß nur noch ein Geist unter dem Klerus zu finden, der jesuitische. Sie waren als Jugendlehrer berühmt und beliebt, und bezeichnend ist im Jahre 1625 die Klage bei Revision des Gymnasiums zu Brieg, daß die Landsassen und Evangelischen ihre Kinder lieber zu den Jesuiten schickten, weil diese die Methode besser verständen, die Lehrer

am Gymnasium zu trocken und zu mürrisch seien.[40] Den Jesuiten fiel die Erziehung der katholischen Prinzen und jungen Adligen zu. Und in solcher Weise bemächtigten sie sich des Unterrichts, daß Friedrich II. sie in Schlesien nach Aufhebung des Ordens bestehen ließ, um nicht mit einem Male das ganze Schulwesen zu Grunde zu richten. In dem literarischen Kampfe, der bald auf der ganzen Schlachtlinie gegen die Protestanten entbrannte, wußten sie jede Blöße ihrer Gegner, besonders die Streitigkeiten derselben unter einander, mit vielem Geschick zu benutzen. Unter ihrem Einfluß erhob sich die katholische Literatur (allerdings vorzugsweise die polemische) und der katholische Buchhandel, die lange Zeit im Verhältniß zur protestantischen gänzlich darniedergelegen hatten.

Auch Scheffler ist mehrfach, sogar bis in die neueste Zeit, für ein Mitglied des Jesuitenordens ausgegeben worden. Mit Unrecht: er hatte wohl, sagt er, einen jesuitischen Geist, wofür er Gott danke, sei aber nicht selber Jesuit. Sicherlich war er mit den Breslauer Jesuiten befreundet, den Kampf gegen die Protestanten hat er offenbar bei den Jesuiten gelernt.

Von nicht geringem Einfluß auf die Bekehrung der Protestanten waren Prozessionen, Wallfahrten und öffentliche Aufzüge. Da drängt sich die neugierige Menge heran, nicht immer gerade aus Spott- und Scandalsucht. Die Würde, die erhebende Feierlichkeit der Gebräuche, die Pracht des Aufzuges, der fromme Eindruck auf den Gesichtern der Gläubigen ergreifen den Einen wie den Andern. Man erinnert sich noch einmal lebhaft an die frühere katholische Zeit; noch sind ja nicht alle Reste katholischen Glaubens und Lebens trotz des Eifers der Prädikanten aus den Gemüthern der Neugläubigen getilgt. Die alte Kirche tritt aus der Enge der Gotteshäuser mitten unter das Volk in ihrer ganzen Glaubensstärke und in der äußeren Pracht der Erscheinung.

So wurde das Marienbild bei Wartha an der Schwelle des schlesischen Gebirges, zu dem von Alters her die Gläubigen gewallfahrtet waren, im Jahre 1606 von dem Kamenzer Abt von Neuem an einer der romantischesten Stätten des Landes aufgerichtet. Von der Wallfahrt nach Trebnitz zum Grabe der hl. Hedwig ist bereits oben die Rede gewesen; Fahnen mit zierlichen Malereien, Heiligenbilder und Embleme wurden dabei von aufgeputzten Mädchen getragen, eine gleichmäßig gekleidete Knabenschaar sang und musizirte. Im Jahre 1662 durfte man in der Hauptstadt es zum ersten Male wieder wagen, die Frohnleichnamsprozession zu führen; Gewölbe und Läden mußten geschlossen werden; 5000 Gläubige, von einem Zuge Soldaten geschützt, nahmen an dem Aufzug Theil. Dennoch störten die Protestanten nach Möglichkeit, die Weiber sangen in den Buden das Lied: „Wär' Gott mit uns nicht diese Zeit", Schlosser und Schmiede hämmerten drauf los.[41] Bei dem Zuge selbst trug Scheffler die Monstranz. „Nach vollzogenen Solennitäten," so schreibt der Verfasser der ‚curieusen Denkwürdigkeiten Schlesiens', Friedrich Lucä, „fand man hin und wieder ausgestreute Brieflein mit der Schrifft:

Dieses Jahr heißt es zusehen,
Uebers Jahr stille stehen,
Und über zwey Jahre mitgehen."

Scheffler rühmt auf's Allerhöchste die bekehrende Thätigkeit des Cisterzienser-Abtes zu Grüssau und Propstes zu Warmbrunn, Bernard Rosa, und „mit was kostbarem anmuthigen Gepränge und Andacht er auf die tausend meistentheils seiner bekehrten Unterthanen nach Wartha Wallfahrten geführt, wobei er den ganzen Weg durch Berg und Thal zu Fuß gegangen, mit ihnen betend und singend und zur Zehrung Almosen austheilend". Auch an dieser Wallfahrt nahm Scheffler Theil, und „obwohl er wegen

der seiner Gesundheit gänzlich zuwidrigen kalten Gebirgesluft überaus krank wurde, so hat's ihn doch nie gereut, sondern er hat Gott dafür gedankt."[42] Der Abt ließ auch geistliche Büchlein für seine Unterthanen auflegen, seine Mönche vertheilten Büchelchen und Bilder an die Kinder der protestantischen Landleute, was diese während ihrer Feldarbeiten sogar durch ausgestellte Wachen zu verhindern suchten.[43]

Monatlich oder wöchentlich erschienen einige Bogen Streitschriften der Jesuiten und ihrer Genossen, nach damaligem Brauch oft mit sonderbaren Titeln, z. B.: „Das geistliche Kaffeehaus", „Das päbstliche Lutherthum", „Alte und neue Kalenderandacht", „Ritter Rosenhan", „Richtiger Waagschlag", „Der schalkhafte Knecht", „Wie das End' so die Kron", „Fuchsstreicherische Seligkeit", „Siben gilt allein", „Passauer Zettel für Handwerksbursche" u. s. w.[44]

Auf diesem Kampfplatze erschien seit dem Jahre 1664 mit einer ganzen Reihe von Streitschriften auch unser Scheffler. Wenn man auch annehmen darf, daß die Jesuiten auf das Hervortreten des geistlichen Dichters, der am Stift St. Matthias seinen Studien lebte und durchaus am Streit kein Vergnügen hatte, nicht ohne Einfluß gewesen sind, so dürfen wir doch auch ihm selbst glauben, daß ihn nach langem Schweigen „aus Liebe zum Heil der Seelen ein solcher Eifer und feuriger Antrieb, den verführten und verirrten Schafen dies fürzuhalten, angekommen, daß er sich auch, weil er in dieser Materie etwas zu thun vorhin keine Lust noch einigen Gedanken gehabt, auch seine geistliche Ruhe am allerungernsten durch äußerliche Geschäfte zerrüttet sah, mit großer Gewalt aus der anmuthigen Innigkeit (von welcher die in ihren Jesum verliebte Psyche und der cherubinische Wandersmann sammt anderen zeugen) habe herausziehen müssen und wirken können."[45]

„Aber", fährt er fort, „die Liebe Christi zwang

mich darzu, weil ich nach dem hl. Augustino nicht allein wünschte, daß Alle mit ihm leben möchten, sondern sahe, daß ich auch meine Mühe und Arbeit darzu anwenden müßte."

„Wie gut es nun aber immer gemeint war, und höchst schwer mich ankam mich herauszugeben: so trug ich von denenselben, denen ich diese Ausgeschlossenheit vom Reiche Christi und die dannenher entstehende zeitliche und ewige Gefahr andeutete, nichts als Undank, Haß und Verfolgung darvon. Man fiel mich mit den ärgsten Schmähungen, Verleumdungen, Belügungen und Lästerungen, mit unzähligen Schimpf-, Spey- und Spottreden, wie mit einem großen Heer Hornissen an. Es kamen von allen Seiten und Orten die heftigsten ehrenrührigen Schriften, Pasquille, schimpfirende Kupferstiche, Lurkereien, und wie sie Namen haben mögen, geflogen, daß ich sie auch alle nicht gesehen, und vielleicht nicht gehöret habe. Ja man gab mich gar durch den Reichs-Fiscal beim Röm. Reich als einen Meutmacher und Friedestörer an, dem die Zunge aus dem Halse sollte gerissen werden" . . . . .

„Wie mir damals zu Muthe gewest, der ich auch von vielen Catholischen, welche aus Mangel der Liebe die Ketzer lieber wollen sanft und ruhig in die Hölle fahren lassen, als mit der Wahrheit erzörnen, scheel angesehen worden, auch ganz allein und solcher Pfeile noch ungewohnt war, lasse ich einen Jeden erachten. Denn es thut einem ehrlichen Gemüthe nichts weher, als wenn es in seinen Ehren angegriffen, und wie sonderlich mir geschehen, durch eine ganze Völkerschaft als der ärgste Schelm und Bube durchgezogen und ausgetragen wird. Ich habe es aber alles mit großer Geduld getragen und bin allein wider sie alle gestanden, theils mit Verachtung, theils mit Verfechtung, bis ich sie müde gemacht und von der Wahlstatt gejagt habe . . . . Ich halte es aber darfür, es sei aus sonderbar

liebreicher Verhängniß Gottes gegen mir geschehen, daß ich dardurch dem verschmähten Bilde Christi ähnlich werden und desto herrlicher herauskommen sollen.

„Massen denn auch all der Unflat, mit welchem sie mich unterzudrücken vermeinet, endlich von sich selbst hingefallen und sie zu Schanden worden, ich aber mit allen Ehren mein Schreiben fortgesetzet, daß ich gemeiniglich drey oder vier Schriften des Jahres habe drucken lassen und der Lehr-Traktätlein so viel verfertigt, daß ich sie nicht alle habe herausgeben können, auch bei meinen Lebtagen nicht können werde, weil nunmehr die Hütte meiner Sterblichkeit sich neiget und der Tag meiner Auflösung herbei nahet.“

So schrieb Scheffler in der Vorrede zu der Sammlung seiner Controversschriften, die er unter dem Titel „Ecclesiologia“ im letzten Lebensjahre herausgab. Die Vorrede ist vom 12. Februar 1676 datirt. Gewidmet ist diese Sammlung dem Abte Bernard Rosa, einem Herrn, „der seinem tragenden Nahmen gemäß als eine wahrhaffte Rosen den süßisten Geruch der schönsten Tugenden von sich gegeben und allen Prälaten an Tugendglantz fürgeleuchtet hat.“

Derselbe hatte „sich auch aus eigener Bewegung herfür gethan und den ganzen Verlag, das Werk fürnehmlich dem Vaterland zum Besten in einer einheimischen Buchdruckerei aufzulegen, fürgeschossen.“ Der andere Gönner und Beförderer dieses Sammelwerkes war der „nun in Gott ruhende Georg Abraham Freiherr von Dyherrn, Röm. Majestät Rath Cammerer und gevollmächtigter Landeshauptmann im Fürstenthum Glogau, mein sehr verehrter Freund und großer Patron.“ So erschien die „Ecclesiologia oder Kirchenbeschreibung“ zuerst im Todesjahre Schefflers 1677 zu Neisse und Glatz und dann in erneutem Abdruck zu Kempten (gedruckt in Oberammergau) 1735, beide Male in zwei starken Foliobänden, von Kahlert mit Recht als

„ein bleibendes geschichtliches Denkmal des geistigen Kampfes jenes Zeitalters“ bezeichnet.[46]

Denn freilich war es auch Scheffler nicht vergönnt, die Schlacken und Eigenheiten seiner Zeit abzustreifen. Wer will es ihm verübeln? Schon das Titelbild des Buches ist charakteristisch, es ist der schärfste Hohn auf die Ketzerei. Da schaaren sich, nach des Autors eigener Erklärung, um die Furie der Ketzerei, die mit Schlangen umwunden voran stürmt, ihre Anhänger; sie wollen die Stadt Gottes auf dem Berge, die Kirche Christi, erstürmen. Luther trommelt, Calvin bläst zum Sturm; eine Schaar von Prädikanten führt den Zug mit furchtbaren Waffen: leeren Degenscheiden und Schreibfedern. Aber auf diesen Waffen ist zu lesen: „Verleumdung, Lüge, Schmähung und Lästerung, durch das Wort ohne Geist und den Buchstaben ohne Sinn.“ Doch die Stadt hat gute Vertheidigung. Vor ihren Thoren steht ein gewaltiger Engel, das „Schwert der Herrlichkeit zur Bewährung des Glaubens“ in der Rechten, in der Linken den „Schild der Hülfe“ zur Beschützung desselben. Ueber ihren Mauern wachen sechs Engel mit scharfen Schwertern und undurchdringlichen Schilden; die Schwerter heißen: die Schrift, das Ansehen der Kirche, der Concilien, der Väter, der kirchlichen Praxis und Ueberlieferung; die Schilde: Allgemeinheit, ununterbrochene Dauer, Sichtbarkeit, fortwährende Sichselbstgleichheit, Untrüglichkeit und Unüberwindlichkeit. Die Stärke dieser Waffen beruht in dem über der Stadt waltenden Wirken des heiligen Geistes. Die Ketzerei stürmt mit Wuth, aber machtlos sinkt sie zu Boden.

Ueber die Auswahl der Streitschriften mag Scheffler ebenfalls sich selbst aussprechen. „Was das Werk an sich selbsten anbelangt, so habe ich zwar derer Schriften mehr und innerhalb zwölf Jahren ihrer auf die fünf und fünfzig geschrieben und meistentheils in Druck gegeben; weil aber

meine erste Widersacher und fürnehmlich erwähnter Schertzer*) meistentheils materiam calumniae und zu ganz nichtigem Streit Anlaß gegeben, auch wenig Wichtiges, welches nicht mit vielen Plaudereien, sophismatibus und impertinentiis vermischt gewest wäre, opponirt hat: als habe ich die meisten, die ich mit ihm und etlichen anderen gleichmäßiger Geringschätzung gewechselt, nicht beidrucken wollen, wie auch meine Ehrenrettung und Abzugsblasung wider ihn und was dergleichen; weil ich meine Ehre genugsam gerettet, daß ich wider sie alle gestanden und mit diesem Werke auftreten kann, sie aber nicht das Geringste erwiesen, sondern sowol mit Anfechtung der Hauptsache als den Personal-Calumniis zu Schanden worden sind und das Feld räumen müssen. Habe derowegen derselben nur neun und dreißig auserlesen, von denen ich auch noch etliche ausgemustert hätte, wenn ich sie nicht theils darum stehen gelassen, weil in ihnen hin und wieder zu vieler Stücken besserer Erklärung Anlaß gegeben worden; theils aber damit der Leser der Widersacher Ungereimigkeit, Schalkheit, Bosheit und Unvermögenheit in Bestreitung der katholischen Wahrheit erkennen, und auch daraus Ursach schöpfen solle, sich von ihnen abzuwenden, wo er ein solcher ist, der sich bisher von ihnen hat verblenden lassen. Denn da wird er sehen, wie grob und ungeriemt der Schertzer geschertzet, wie kindisch Chemnitius**) bestrieten, wie alber Albertus***) gealberkutzet, wie schändlich Recht-Sohn†) sich begeben, wie lästerlich der

*) Adam Schertzer, einer der frühesten literarischen Gegner Schefflers, war Professor der Philosophie zu Leipzig.

**) Christian Chemnitz, nicht zu verwechseln mit dem älteren und berühmteren Martin Chemnitz, war Professor in Jena.

***) Valentin Alberti war Professor der Logik und Metaphysik zu Leipzig, ein geborener Schlesier.

†) Unter diesem Namen (Peregrinus Rechtsohn) hatte ein Luthe-

Strauch*) gebollen, wie lächerlich der Becker**) für alle Ketzer bewiesen hat, da er für die Lutheraner beweisen wollen, wie unverantwortlich und diebisch der treubleibende Pasquillant***) pasquillirt und gestohlen, und in Summa, wie hartnäckig und mit ihrer selbst Schande sie insgesammt widersprochen haben."

Einige von Schefflers Traktaten tragen schon im Titel die Signatur der Zeit: „Kehrwisch zu Abkehrung des Ungeziefers", „Von den falschen Theriaks-Krämern", „Schauführung des lästernden Höllenhundes". Auch fehlt es nicht an scharfen und verletzenden Worten gegen die Angreifer, nicht an schweren Beschuldigungen gegen die Prädikanten als Betrüger und Verführer des gutgesinnten Volkes; alle Schriften athmen einen wahrhaft glühenden Haß nicht gegen die Irrgläubigen, aber gegen die Ketzerei und ihre Förderer, so sehr, daß wirklich die Ansicht aufgetaucht und ausführlich vertheidigt worden ist, Scheffler der heftige Polemiker und Angelus der sanfte, weiche Dichter könnten unmöglich dieselbe Person sein. Diese Ansicht hat W. Schrader in seinem Schriftchen: „Angelus Silesius und seine Mystik" (Halle 1843) zu vertheidigen sich bemüht, obgleich schon

---

raner gegen das Schriftchen Schefflers: ‚Simplicii Angeregte Ursachen' eine ziemlich klägliche Gegenschrift herausgegeben.

*) Aegidius Strauch, Prediger zu Danzig, Verfasser einer sehr heftigen Gegenschrift gegen Scheffler.

**) Adam Becker war Prediger zu Züllichau und hatte zu Gunsten des lutherischen Predigtamtes gegen Scheffler eine „Gegenantwort" veröffentlicht.

***) Gegen eine Schrift Schefflers „Von der Rechtigkeit der Communion unter einer Gestalt" hatte sich ein Ungenannter erhoben, dem Sch. den Namen eines Pasquillanten gönnt, weil er die Wahrheit „theils mit gestohlenem blauen Dunst, theils mit dem stinkenden dicken Rauch seiner greulichen Schmachreden und Lästerungen sich bemühet zu verdunkeln und unscheinlich zu machen." (Traktat 24 und 25.)

die oben citirte Vorrede die Identität des Dichters und des Streittheologen ganz unwiderleglich beweist.

Wenn Scheffler die Ketzerei brandmarkt und verfolgt, so trieb ihn dazu die Liebe zu den irregeleiteten christlichen Brüdern. Wenn er dabei die Personen nicht schont, so kann das Auftreten seiner Gegner ihn entschuldigen, die in persönlicher Grobheit und Verunglimpfung noch ganz Anderes leisteten. Der vorher erwähnte Strauch gab einer Schrift gegen Scheffler den anziehenden Titel: „Nöthige Antwort wider zwei Sendschreiben eines Mamelucken und verruchten boshaften Ketzers, der sich D. J. Schefflern nennt;“ und in der Schrift selbst leistet er an Schimpfworten, wobei ich das Unanständige weglasse, unter anderen Folgendes: „Ein Schneffler, mameluckischer Priester zu St. Matz, ein verlogenes Maul, unverschämter Landlügner, dergleichen die Marcktschreier seind, ein verzweifelter Bösewicht und schändlicher Calumniant, ein ungeschliffener Phantast, ein Schelm aller Schelmen, ein Galgenvogel, ein quacksalberischer Priester zu St. Matz, der mit Kehrwischen handelt, mit dem Heiligthum in Koth fällt und die Bauermägde als ein Oberster auf die Wallfahrt führt, der die Ordnung Gottes zerrüttet und in einer Viertelstunde das Harnglas und das gesegnete Brot und Wein als vermeinter Priester in der Hand hat.“ Mit solchen Waffen wurde damals gekämpft. Derartigen Gegnern gegenüber erscheint Scheffler wahrhaft als ein gebildeter und gemäßigter Mann.

„Angelus,“ sagt P. Wittmann, „war eine von jenen kernhaften Naturen, die dem, was sie als Wahrheit errungen, mit ganzer Seele gehören und nicht in Halbheit auf beide Seiten hinken, und die eben darum es auch als heilige Pflicht erachten, zum Danke dafür, daß Gott ihnen das Glück der Wahrheit und des Heiles gegeben, auch den blinden Brüdern zu helfen, so viel an ihnen ist. Weil er Christum von ganzer Seele liebte, so hing er auch von ganzem Herzen an

dessen wahrer Kirche, die ihm nur Eine, die katholische war. Und weil er die Kirche wahrhaft liebte und in ihr allein das Heil Jesu Christi gegeben glaubte, so drängte es ihn, dieß Eine Heil zu verkündigen. Weil er nun auch die Brüder von Herzen liebte, so konnte er nicht anders, er mußte ihnen die von ihm glücklich abgeworfene Binde auch von den Augen nehmen, er mußte ihnen um Jesu Christi willen den einzigen Weg zum Heile, den die Gnade Gottes ihm geöffnet hatte, zeigen, er mußte sie mit dem Eifer der Liebe zum Heile gleichsam hindrängen."

„Wer eine solche Natur tadelt, der hat noch nie von Herzen gebetet: ‚Dein Reich komme!' der ist zu engen Herzens, als daß er davon wissen sollte, wie die Wahrheit das höchste, einzige, den ganzen Menschen durchflammende Gut ist. Er mag sich daher auch nicht anmaßen, eine solche Natur beurtheilen zu wollen."

„Wer hingegen weiß, daß die höchste christliche Liebe nur Eines kennt: Verbreitung des Reiches Christi und das Heil der Seelen, dem wird begreiflich sein, wie der Sänger der heiligen Seelenlust aus derselben Liebe heraus, die sein Herz erfüllte, auch die polemischen Schriften schöpfen konnte."

„Freilich herrscht hier der Verstand, der immer kälter ist, über das Gemüth; es gilt nicht die selige Anschauung des Göttlichen, sondern Enthüllung des Irrthums und Abwehr des Angriffs, oftmals der Bosheit, und Vertheidigung der Wahrheit Punkt für Punkt. Deshalb kann natürlich nur der bittere Ernst des Kampfes, nicht der Friede süßer Beschaulichkeit, nicht Glut der Empfindung, sondern strenges Urtheil in diesen Leistungen sich zeigen. Aber nirgends darf verkannt werden, daß in der Liebe ihr Grund und ihr Zweck zu suchen ist." [47]

Wenn Angelus sich manchmal harte Ausdrücke hat zu Schulden kommen lassen, so vertheidigt er sich hierüber selber

also: „Ich verhoffe, der Leser wird's nicht übel auslegen, daß ich meine Widersacher bisweilen nach Erforderung der Sache mit harten Worten angefahren und gescholten habe, weil's auch Christus, die Apostel und heiligen Väter, wie zu erweisen, gethan; sintemal ihre boshaftige und gottlose Widersprechung öfters so groß ist, daß man nicht Worte genug finden kann, sie nach Verdienst zu schelten, und Keiner, wenn er auch der allersanftmüthigste Mensch wäre, ihre Bosheit vertragen kann, zu geschweigen, daß es vonnöthen ist, den Leser dadurch aufmerksam und wachend zu machen, der sonst viele ihrer Bosheiten nicht so nützlich erwägen würde, wenn er nicht durch derogleichen Bestrafungen (aculeos) darzu ermuntert würde.'

Abgesehen von der früher berührten Rechtfertigungsschrift begann Scheffler den Kampf, ohne den Kampf zu wollen, mit seiner „Türken-Schrifft, von den Ursachen der Türkischen Ueberziehung und Zertretung des Volkes Gottes" (1664). Es war nämlich, nachdem die durch den dreißigjährigen Krieg geschlagenen Wunden kaum vernarbt waren, die Türkengefahr wieder eine dringende geworden. Am 7. August 1663 hatte der Commandant von Neuhäusel bei Barkan eine schwere Niederlage erlitten, türkische und tatarische Haufen streiften bis nach Mähren und Schlesien, begleitet von all' den Gräueln und Unmenschlichkeiten, welche diese Horden damals so schrecklich machten: Plünderung, Menschenraub, Frauenschändung, Ermordung der Kinder wie der Kriegsgefangenen. Da entstand eine Menge von Türkenschriften, Türkenpredigten, Wahrsagungen, Rathschlägen und Ermahnungen. Unter den Protestanten aber tauchte, gerade nicht vereinzelt, jener Grundsatz auf, den schon die holländischen Geusen als Devise gewählt hatten: „Lieber Türkisch als Papistisch."

Luther hatte 130 Jahre früher in seinen Türkenschriften nicht mit Unrecht die Türkengefahr vorzüglich in der Un-

einigkeit und Selbstsucht der deutschen Potentaten gefunden, wogegen nur zu helfen, „wenn Könige und Fürsten ihre Sachen dieweil auf ein Knäuel winden, und hierin beide, Kopf und Herz, Hände und Füße zusammen thäten, daß ein einiger Leib wäre eines mächtigen Haufens.“ Dieser Gedanke in anderer Wendung durchzieht auch Schefflers Türkenschrift. Er findet die Ursache der Uneinigkeit und alles Kriegsunglückes in dem traurigen Glaubenshader; dieser hinwiederum ist nur entstanden durch den Abfall von der alten rechtmäßigen Kirche. Alsbald mit dem Abfall von der Kirche ist auch das Unheil mit den Türken losgebrochen, während man unter dem Papstthum solches Leid nicht kannte. Ueberhaupt hat Deutschland sein ganzes Glück der katholischen Kirche zu verdanken. „Dann,“ so redet Scheffler sein Vaterland an, „unter dem Heidenthum warst du ein ungebautes, wüstes Land, ein rauhes, wildes und ungezogenes Volk, welches ohne Ordnung hin und wieder in den Wildnissen wie das Vieh lebte. Sobald aber durch das römische Pabstthum der katholische Glaube in dir gepflanzt wurde, so bald fingest du auch an schön zu werden an Städten, Schlössern und Gebäuden, du fingest an, dich in gute bürgerliche Ordnung zu setzen, zu blühen an höflichen und zierlichen Sitten, zu grünen an allen Tugenden, zu glänzen mit heiligem Leben und guten Werken, reich zu werden an allen freien Künsten und Wissenschaften, und mit einem Wort ein wohlgeordneter Zier- und Lustgarten deines Gottes zu sein.“

Durch den Abfall von der römischen Kirche sei das Alles anders geworden, alsbald sei die Türkengefahr drohend hervorgetreten, deren Ursache nichts anderes sei als die Empörung wider Gott, der Abfall vom wahren Glauben. So zeige es schon das alte Testament; wie dort, so sei auch im neuen Bunde die Ketzerei nichts anders als Abgötterei. Lutheraner wie Calvinisten hätten ja einen falschen Gottes-

dienst, während nur bei der katholischen Kirche sich die rechte Gottesverehrung finde. Wegen des Abfalls von Rom sei Cypern, gemäß Vorhersagung der hl. Brigitta, sei Griechenland eine Beute der Türken geworden, während nirgendwo ein katholisches Volk ganz von denselben zertreten worden, vielmehr große Siege der Katholiken über die Türken zu verzeichnen seien. Aber mit Luthers Auftreten falle das Eindringen des Türkenvolkes in Ungarn zusammen; das lutherische Evangelium sei den Türken sehr förderlich gewesen; Luther selbst habe die Beisteuer zum Türkenkrieg widerrathen und die christlichen Fürsten zu Narren gehalten. Komme ja auch der protestantische Gottesdienst, als welcher nur in Beten, Singen und Predigthören bestehe, dem muhamedanischen sehr nahe. Wie Muhamed, so habe Luther die Messe, den Cölibat, die Dreifaltigkeit, die Heiligenverehrung verworfen, wie Muhamed ungetaufte Kinder selig gesprochen. Und was Christus gesagt habe von Jenen, die durch den Thurm Siloah erschlagen wurden, das möge man jetzt wohl beherzigen: Wenn ihr nicht Buße thut, werdet ihr alle gleichermaßen umkommen.

Der Türkenzug kam zu Stande. An der Grenze von Ungarn und Steiermark, da wo sich am Einflusse der Laufnitz in die Raab das Cisterzienser-Kloster St. Gotthard erhebt, lieferte der kaiserliche Oberfeldherr Montecuculi den Türken am 1. August 1664 eine blutige Schlacht. Dort soll in dem Augenblick der größten Gefahr, als Montecuculi den Befehlshabern die Loosung: „Sieg oder Tod“ gab, der berühmte Reitergeneral Johann von Spork vom Pferde gestiegen sein, und mit entblößtem Haupte niederknieend zum Generalissimus im Himmel gebetet haben, wenn er denn heute seinen christgläubigen Kindern nicht beistehen wolle, so möge er doch wenigstens auch den Türkenhunden nicht helfen, sondern sich neutral halten. Da wurden die viel zahlreicheren Türken in schmähliche Flucht

geschlagen, die christlichen Krieger bedeckten sich mit Ruhm; durch einen, freilich etwas voreilig geschlossenen, zwanzigjährigen Frieden wurde die Türkengefahr einstweilen beseitigt.[48]

In demselben Jahre ergänzte Scheffler seine Türkenschrift durch die „Christenschrifft von dem herrlichen Kennzeichen des Volkes Gottes und der wunderbaren Errettung der Christen." Es soll hier „augenscheinlich bewiesen werden, daß nur das treue Festhalten an der katholischen Kirche vor den Türken und sonstigen Feinden des christlichen Namens erretten und beschützen könne." Diese Kirche ist ja das Volk Gottes, daher von Gott oft in großen Nöthen wunderbar beschützt, so gegen die Perser durch Bischof Jakob von Nisibis, gegen Attila durch die Bischöfe Lupus und Anianus wie durch den Papst Leo, gegen die Sarazenen durch die Fürbitte des hl. Jakobus und der hl. Clara, wider die Tataren durch den hl. Czeslaus, gegen die Türken durch Hunniades. Auch beim Feldzuge Karls V. gegen den Kurfürsten von Sachsen seien Wunder geschehen; ein Wunder sei die Rettung Ferdinands II., ein Wunder die Schlacht am weißen Berge. Solch' wunderbaren Schutz könnten die Lutheraner nicht aufweisen. Was die katholische Kirche in Europa durch die Ketzerei an Mitgliedern eingebüßt, das sei ihr in Amerika und Indien reichlich wieder zugewachsen. Aber auch Tyrol, Steiermark, Kärnthen, Krain, Oesterreich, Mähren und Böhmen, einst der Ketzerei verfallen, seien der Kirche wieder gewonnen. Seitdem sei der Siegeszug der Ketzerei gehemmt, die überhaupt nur durch weltliche Macht emporgekommen sei. Wohl möge also die deutsche Nation sich besinnen, möge sich von der Ketzerei abwenden und ihre Mutter, die römische Kirche, nicht länger durch Undank und Schmähung betrüben. Sie möge sich nicht selbst den Tyrannen preisgeben und in thörichter Verblendung,

wie früher geschehen, auf ihr Panier schreiben: „Lieber Türkisch als Papistisch.“ „Kehre wieder, kehre wieder, Sulamith! die du deinen einzigen Gemahl, dem du in der katholischen Kirche angetraut warst, verlassen hast und fremden Buhlen nachgelaufen bist. Laß dich doch nicht länger deine falsche Propheten, die verführerischen Prädikanten, bethören! Denn ich darf hier nicht fragen wie der Apostel Paulus die Galater: Wer hat euch bezaubert, ihr unbesinnte Deutschen, daß ihr der Wahrheit so lange nicht gehorchet? Ich weiß es zuvor. Eure Zauberer, die euch bezaubern und verblenden, sind eure Prädikanten, die euch unter dem Schein des Evangeliums und des klaren Wortes Gottes die Augen verfinstern und das Herz versteinern, daß ihr die Wahrheit weder sehen könnt noch wollt.“

Das waren die ersten Streitschriften Schefflers, und nach Jahren noch meinte er nicht anders sagen zu können, als daß er sie „aus sonderbarem Antrieb Gottes“ geschrieben. „Aber,“ fährt er fort, „es ist mir gangen wie den Propheten, die aus Befehl Gottes dem jüdischen Volke seine Sünden fürhielten. Man hat mich mit dem höchsten Grimm angefallen, alle meine Worte aufs übelste gedeutet, für einen Majestät-Lästerer, Rebellen, Meutmacher, Störfried, blutdürstigen Geist, Lärmenblaser und wie mehr ausgeschrien und als einen solchen bei allgemeiner Reichsversammlung auf Leib und Leben angeklagt. So weh hat's nämlich dem Geist der Ketzerei gethan, daß ich ihm die Schuld seiner Sünd' entdeckt gehabt.“

Gegen die Türkenschrift erhob sich der bereits erwähnte Dr. Chemnitz, den Angelus Dr. Kleinnütz nennt, und der ebenfalls erwähnte Professor Schertzer. Scheffler erwiderte mit der neuen Streitschrift: „Kehrwisch zur Abkehrung des Ungeziefers, womit Dr. Chemnitz seine wohlgemeinte Türkenschrift hat verhaßt machen wollen.“ Und wie es denn zu geschehen pflegt, wenn einmal der Streit begonnen hat,

so wurde auch Schefflers Christenschrift alsbald heftig angegriffen, und Scheffler antwortete mit einer „Schutzrede für sich und seine Christenschrift wider seine schmähenden Feinde.“ Indem er hier auf alle würdigen Einwendungen gebührend zu antworten versucht, möchte er doch „auf das Schimpfiren, Schmähen und Verläumden nicht mit einer Sylbe mehr eifern, weil er wisse, wie die ehrbare Welt erkenne, daß die, so sich blos auf das Schmähen verlegen, verlorene Sache haben.“

Chemnitz erwiderte noch einmal, jedoch mit der vornehmen Erklärung, er wolle nun nicht weiter zanken. Darauf schrieb Scheffler sein „Triumphblatt“. Auch er habe, sagt er darin, keine Lust am Zanken, aber die Sache vertheidigen sei nicht zanken. Und „weil dann Chemnitz hiemit das Rappier von sich geworfen und ihme selbst verloren gegeben, so triumphire ich billig mit meiner gerechten Sache gegen ihn und sage Gott Lob und Dank, der mir Verstand und Kräfte verliehen, daß ich ihn so glücklich hab' eintreiben und ins Mäuseloch jagen können.“ Den lieben Deutschen, vornehmlich lutherischer Religion, aber ruft er zu: „Sehet, euer Großer ist gefallen, ein Superintendent, ein Doktor, ein Professor, ein Pastor, ein Dekanus!“ Bald werde er auch dem Spieler in Leipzig (Schertzer) auf die Kniebel schlagen. Das that er denn auch in der „Abwürzung des Schertzerischen Schmähvalets.“

Diese Schriften sind in die Ecclesiologia nicht aufgenommen, weil sie dem Zwecke der Sammlung nicht ganz mehr entsprachen. Denn Scheffler sah bald ein, „daß man sich nicht in immerwährende Streittigkeiten mit den Ketzern einlassen, sondern ihnen ein Lehr-Traktätlein um's andere hineinwerfen müsse, damit sie sich müde beißen könnten.“

Vorn an in der Ecclesiologia steht eine Streitschrift, die Scheffler im Jahre 1670 anonym herausgegeben hat

unter dem Titel: „Sendschreiben Christiani conscientiosi (eines im Gewissen beunruhigten Christen) an alle evangelische Universitäten, in welchem er seine Gewissensscrupel proponirt und zu erörtern bittet, 1) ob er in der lutherischen Religion könne selig werden, weil sie nicht die katholische ist, in der allein secundum omnes doctores (nach allen Kirchenlehrern) die Seligkeit zu hoffen, 2) ob diejenige die katholische sei, die so genannt wird, oder so es die nicht ist, welche es dann sei?"

Es konnte dem in den Kirchenvätern wohl belesenen Scheffler nicht schwer werden, zu beweisen, daß diese ohne Ausnahme lehren, nur in der katholischen Kirche seien der rechte Glaube, die wahren Heilsmittel und so der Weg zur Seligkeit vorhanden. Nun fällt es aber den Lutheranern gar nicht ein, sich selbst als die katholische und so als die einzig wahre Kirche zu bezeichnen; höchstens sagen sie, die katholische Kirche sei unsichtbar (das ist wohl die Kirche der Auserwählten, nicht aber die Kirche der Berufenen, um die es sich hier handelt), die Kirche Christi aber muß sichtbar sein. Sie lehren ferner, die Kirche müsse einig sein, und gestehen in demselben Athem zu, daß sie selbst uneinig sind und die augsburger Confession wie ein polnischer Stiefel verändert worden ist. Luther selbst räumt ein, daß die päpstliche Kirche die wahre sei, indem er sagt: „Es ist wahr, daß im Babstum das Wort Gottes ist, das Apostel-Ambt, der Glaube, die Kirche Christi und der heilige Geist; wir müssen sagen: ich glaub's und bin gewiß, daß auch im Babstum die Kirche Christi blieben sei." Diese Sicherheit haben wir; aber wer hat dieselbe Sicherheit im lutherischen Bekenntniß? Schließlich bittet Scheffler die Gelehrten an den Universitäten um Lösung seiner Bedenken; „werde ich aber von den Herren nicht geachtet werden und keinen Bescheid bekommen, so werden sie mir hernach nicht verargen, wenn ich thue, was ich auf diesen Fall ent-

schlossen bin und viele andere mit mir, die durch eben diese Scrupel seind stutzig gemacht worden."

So hatte Scheffler für den Augenblick die Maske eines im Gewissen beunruhigten Lutheraners vorgenommen. Von der Leipziger Michaelis=Messe kam ihm ein Schriftchen des Professors Valentin Alberti zu, das seine Scrupel lösen sollte. Ja wohl lösen! „Diese Antwort," sagt Scheffler in seiner bald darnach erschienenen Gegenschrift ‚Conscientiosus liberatus d. i. der aus seinen Scrupeln Erledigte', „hat mir mein Scrupel solchergestalt benommen, und mich in meinem einmal gefaßten Sinn so bestättigt, daß, wenn ich nicht allbereit zu der catholischen Religion getreten gewest, ich barfüssig zu ihr gelaufen wäre". Doch gesteht er dem Gegner zu, daß er nicht in solch sophistischer und verläumderischer Weise geschrieben, wie vor Jahren sein College Schertzer, sondern schlechterdings ohne Anfallung der Person die Sache tractirt habe. Scheffler selbst wiederholt und ergänzt seine Beweise, worunter der Seltsamkeit wegen auch einer erwähnt sein mag, der sich auch in der ersten Streitschrift vorfindet. Gewiß hatte Scheffler mit allen guten Katholiken sich oft darüber betrübt, daß die Protestanten nach Luthers Vorgang den Papst als den Antichrist bezeichneten. Dieses Schimpfwort will er ihnen einmal gründlich verleiden. Also, ihr haltet den Papst für den Antichrist. Nun soll aber der Antichrist nach den Zeugnissen der heiligen Schrift im templum Dei d. i. in der Kirche Gottes sitzen. Ich schließe also: „Soll der Antichrist in der Kirche Gottes sitzen, so ist diejenige die Kirche Gottes, in welcher er sitzt. Und somit," schließt er, „will ich den Sack zugebunden und euch so lange darin gehalten haben, biß ihr mir auch bekennt, daß der Babst nicht der Antichrist sei."

Die zwei folgenden Traktätlein führen den Titel: „Weeg=

weiser zu der apostolischen Kirche," und „Wegweiser zu der catholischen Kirche". Hier wird das Hauptgewicht darauf gelegt, daß die lutherische Gemeinde weder von einem Apostel oder apostolischen Manne herstamme, — da ja Luther selbst gestehe, keine Sendung gehabt zu haben — noch auch die Lehre der Apostel besitze, noch mit irgend einer apostolischen Kirche in Gemeinschaft des Glaubens stehe, was dagegen Alles von der katholischen Kirche gar nicht bezweifelt werden könne.

Ein neuer Traktat: „Anzeigung der Stadt Gottes und widerspänstigen Außenläger durch lutherische und catholische Bekehrung eines Heiden zur wahren Kirche", macht die praktische Anwendung, wie ein Heide die Stadt Gottes mit ihrer Herrlichkeit, Wahrheit, Einigkeit und Heiligkeit nur in der katholischen Kirche finden könne, während die uneinigen Protestanten, Lutheraner, Calviner, Syncretisten in dem „Außenläger" den armen Heiden nur hin und her zupfen und zerren. Das soll eine Stadt Gottes, eine reich geschmückte Braut Christi sein — und ihre Prediger sind „Sclaven ihrer Pfarrkinder, Bettler und verachtet", ihre Kirchen sind ohne Schmuck und Zier, ihr Gottesdienst kahl und nüchtern, sie haben keine Heiligen, „bei ihnen ist wenig Andacht und Gebet", es fehlt ihnen das immerwährende Opfer Malachiä. Es ist empfindlich, Anderen ihre Armuth vorzurücken; und die Anspielung auf die Armuth der Prediger im Gegensatz zu den katholischen Kirchenfürsten dürfte Manchem um so unzarter erscheinen, als während der österreichischen Gegenreformation die vor der Gewalt geflüchteten und in Schlupfwinkeln versteckten Prediger, die sogenannten „Buschprediger" oder „Lärmprediger", als die Verfolgten in der That ein armseliges Hungerleben in Wäldern und Verstecken führen mußten. Scheffler jedoch meint, wer wirklich reich sein kann, aber sein väterliches Gut verächtlich fortgeworfen und

verschleudert hat, dem darf man schon seine Armuth zu Gemüthe führen.

Die Ketzerei, so sucht nun Scheffler in weiteren Streitschriften klar zu stellen, ist nichts anderes als eine Empörung gegen die rechtmäßige Kirche und deren rechtmäßiges Haupt, eine Empörung der Art, daß, wollte man ihre Grundsätze auf politisches Gebiet übertragen, kein Staat und kein Fürst mehr bestehen könnte. Die Herrschaft des Papstes in der Kirche ist eine so wohlbegründete, so rechtmäßige, daß selbst dann, wenn er ein Tyrann wäre, dennoch eine Empörung gegen ihn nimmer zulässig wäre. Mit demselben Recht haben die bösen Engel sich auf Rath und Eingebung Lucifers empört, als sie den Menschensohn anbeten sollten. „Darauß siehet man, wer der erste Ketzer und der erste Prädikant gewest.“

Mit Unrecht werfen die Protestanten den Katholiken vor, der Papst verlange von ihnen einen „Kölerglauben“; nein, sagt Scheffler, ihr Lutheraner erfreuet euch des Kölerglaubens: ihr glaubt, was eure Prädikanten glauben, die doch keine apostolische Sendung und Verheißung haben. Vergebens pocht ihr auf „reine Predigung des Wortes Gottes und rechte Verrichtung der Sakramente“. Woran soll man das erkennen? Aber ich will euch ein anderes Kennzeichen, ein untrügliches, der Wahrheit nennen, das ist die „Wunderthätigkeit“. Mit Wundern haben die Apostel die Wahrheit ihrer Predigt erwiesen. Habt ihr Wunder aufzuweisen? Mit nichten, weder bei Lutheranern noch bei Calvinisten. Aber in der katholischen Kirche haben sie sich von je und auch in dem laufenden siebzehnten Jahrhundert zahlreich gefunden. Und wollt ihr mir entgegnen, Wunder seien nicht mehr nöthig, so sage ich: sie sind nöthig 1) zur Bekehrung der Heiden, 2) zur Stärkung der Schwachgläubigen, 3) zum Beweis der wahren Lehre.

Indem Scheffler dann „Von den unfehlbaren Zeichen der Ketzerei und falschen Lehre" handelt, sagt er, dieses untrügliche Zeichen ist die Lüge. Dietenberger hat Luthern in zwei Widerlegungen 874 Lügen nachgewiesen. Scheffler begnügt sich, aus demselben Luther zwanzig, aber recht dicke Lügen und aus der augsburgischen Confession noch 23 Lügen auszuziehen. Nicht anders belügen heutiges Tages die Prädikanten ihre armen Zuhörer.

Ihr kennt das Gleichniß vom Weisen und Thörichten, deren einer auf den Fels, der andere auf Sand baute („Grund der Weisen und der Narren in Glaubenssachen"). Ihr habt auf Sand gebaut; denn der Sand ist nichts als der menschliche Geist und der Buchstabe der Schrift, wie er für und an sich selbst geschrieben daliegt. Mit menschlichem Geiste wollt ihr die heilige Schrift auslegen; aber Niemand kennt ihren Sinn als der sie geschrieben: der heilige Geist. Und dieser Geist ist nur der wahren Kirche verheißen, die darum auf den Felsen gebaut ist.

Er liefert dann den „Erweiß, daß der größte Hauffe die rechte Kirche sei, und man sich kurtzumb zu der catholischen Kirche, weil sie der größte Hauffe sei, begeben müsse". Mit scharfen Worten geißelt er wiederum die protestantische Sekte: „Nicht ein Hund ist vom Heidenthum zu ihr gekommen, schweige denn eine Menge Völker und Könige. Ja, es haben viel Völker, welche sie der katholischen Kirche geraubt hatte, sich von ihr wiederum abgekehrt. Nicht einen Nadelknopf hat man ihr gegeben, geschweige denn Gold, Silber und Reichthum. Ja, man hat von ihr genommen, was man nur gekonnt hat, wie es Luther selbst und seine Anhänglinge genug beklagt haben, und die lutherische Gemeinde noch immer bejammert, wenn sie singt:

Die Schätz der Kirchen seind ihr Gift,
Sie seind von ihnen nicht gestift,
Noch (dennoch) nehmen sie das Kirchengut —
Schau, was der leidige Geitz nicht thut!

Ihre Mauern seind von keinem Fremden gebaut, sondern von den eigenen Kindern eingerissen; die Herrlichkeit Gottes hat man nicht einmal gesehen, sondern statt derselben eine Verwüstung, wie solches die Bildstörmung an vielen Orten, der Baurenkrieg und andere Empörungen im Römischen Reich, der Mangel der göttlichen Wunderthätigkeit, die vielfache Uneinigkeit und Trennung in vielerlei Sekten und anderes mehr bezeugt."

Der ganze Groll Schefflers trifft natürlich den Urheber der Irrlehre, Luther, den er in dem Traktat: „Augustino-Lutherus" dem großen Kirchenvater, auf den er sich so oft und so gerne berief, entgegenstellt, besonders noch darum, da ja ein jeder ein Doktor über alle Doktores sein solle. Hier zeigt sich Schefflers glänzende Belesenheit in den Werken des hl. Augustin, während von Luther hauptsächlich die nicht eigentlich theologischen Werke, besonders die Tischgespräche, angezogen werden, um den großen Abstand zwischen den beiden Doktores über alle Doktores darzulegen.

Nächst Luther trifft der Vorwurf des Abfalls die Prediger, und ihnen hält Scheffler einen strengen Gewissensspiegel vor in dem Traktat: „Prädikanten-Beruff oder treuhertzige Ermahnung an die Prädikanten, ihren Beruff wol zu erwägen" mit dem Motto: „Wie sollen sie predigen, wenn sie nicht gesandt sind?" (Röm. 10, 15.) Und als einer dieser Prädikanten, Adam Becker zu Züllichau, Schefflern gegenüber den Nachweis versuchte, daß die Lutherischen ihren Glauben gar wohl aus der Bibel beweisen könnten, trat dieser mit dem „Lutherischen Unbeweis" hervor: sein Gegner, der sogar die Bezeichnung „Prädikant" übel

aufnehme, habe doch keine Spur eines Beweises beigebracht, sondern sich nur im Zirkel herumgedreht und die thörichte leere Bundeslade seinerseits zur Anschauung gebracht.

Zur Abwechselung und um auch den weniger Gebildeten beizukommen, versuchte sich Scheffler auch in mehr populären Brochüren ohne gelehrten Ballast. Dahin gehört: „Simplicii angeregte Ursachen, warumb er nicht catholisch werden könne, von Bonamico in einem Gespräche widerlegt". Ganz diesen selben Titel führt auch ein Schriftchen Grimmelshausens.

Dieser merkwürdige und berühmte, jedoch nur unter anderen angenommenen Schriftstellernamen bekannte große Sittenmaler und Zeitgenosse Schefflers hatte in seinem ‚Abenteuerlichen Simplicissimus' eine Figur und eine Lebensgeschichte geschaffen, die damals in Aller Munde war.

Auch die religiöse Frage ist in dem berühmten Roman angeregt, jedoch in leichtfertiger und ungenügender Weise behandelt, wie es dem leichtlebigen Naturell des Helden Simplicius entsprechen mag. Diesem leichtfertigen Weltkind hat jedoch der Verfasser einen ernsten Freund und wahren Schutzengel zur Seite gestellt in dem „Hertzbruder" (Bonamicus). Scheffler hat sich dieser volksthümlichen Persönlichkeiten bemächtigt, um in einem Gespräche eine ganze Reihe von landläufigen Einwürfen gegen katholische Einrichtungen und Dogmen, als da sind: Heiligenanbetung, Sakrament unter einer Gestalt, Messe, gute Werke, Fegfeuer u. dgl. durch den ernsten Bonamicus in kurzen, gediegenen Bemerkungen widerlegen zu lassen.

Es meldete sich aber gegen dieses Gespräch ein Lutheraner unter dem angenommenen Namen Peregrinus Rechtsohn und beschwerte sich in einer Gegenschrift, daß der Verfasser „uns Lutheraner allzu höhnisch durchläßt." Darum nahm sich Scheffler des einmal adoptirten Herzbruders wiederum an und schrieb „Bonamici Advokat

wider den sogenannten Peregrin Rechtsohn".

Was den Weisen und Verständigen verborgen ist, das hat Gott nicht selten den Kleinen kund gemacht. So mochte auch Scheffler denken, als er die Volksschrift: „Der catholisch gewordene Bauer und lutherische Doktor" herausgab. Dieser junge geistesfrische und schlagfertige Bauer vertheidigt sich mit viel Mutterwitz und Gewandtheit gegen den gelahrten Doktor. — Abermals wird dann gesprächsweise zwischen Jünger und Meister dargethan, in welcher Religion einzig man selig werden könne. — Anders hinwiederum sind die Rollen vertheilt in dem Dialog: „Die kluge Frau". Es ist eine bibelfeste Frau, deren Mann katholisch geworden ist, die aber nicht die geringste Neigung hat, ihm nachzufolgen. Sie vertheidigt sich auch nach Frauenweise und nach besten Kräften dem katholischen Geistlichen gegenüber, der sie mit dem Wunsche einer besseren Einsicht entlassen muß.

Als ein Kind jener Zeit charakterisirt sich das Schriftchen: „Von den falschen Theriaks-Krämern in der Stadt Gottes und dem wahren, unverfälschten Theriak der catholischen Kirche". Der echte Theriak, aus mehr als 60 Ingredienzen und mit vieler Sorgfalt, sogar unter Aufsicht der Behörden bereitet, galt lange als ein Universal-Heilmittel; je gesuchter er war, um so mehr wurde er von Quacksalbern nachgemacht. Die Ketzer kommen Schefflern vor „wie die böse Theriakskrämer, welche einen Brei von Pflaumen und Pfefferkuchen im Angesicht der Bauern mit vielerlei Pulver vermengen und ihnen darbei fürschwätzen, daß dieses Mengsal deßwegen der rechte und köstliche Theriak sei". Solcher widrigen Pulver, welche die Mischung verderben, werden dann manche aufgezählt; dagegen ist „die katholische Kirche die Stadt und edle Apothek, in welcher das Rezept des unverfälschten Theriaks zu finden."

Das sind die populären Traktate Schefflers. Dem zweiten konnte er, gewiß zu seiner großen Freude, eine Wirkung seiner Controversschriften aus fernem Lande beifügen. Es wurde ihm nämlich aus Königsberg mitgetheilt (durch den Jesuitenpater Wobbe), daß Joh. Gerh. Dammler, lutherischer Pfarrer in Schmoditten, durch die Schrift Schefflers, in welcher er bewiesen, daß die lutherische Kirche keine wahren Priester habe, beunruhigt, sich an das Consistorium um Auskunft und Beruhigung gewandt, und da er von diesem keine genügende Auskunft, sondern nur eine leere Ausrede empfangen, den prädikantischen Rock ausgezogen habe und zum Katholicismus übergetreten sei.

Nach dem Norden hin richtet sich eine neue Streitschrift: „Catholische Bekäntnuß aller strittigen Glaubens-Artikel auß heiliger Schrift vertheidigt, wider einen einbildischen Plauderer in Curland, denen cur- und lieffländischen Kirchen luthrischer Religion dedicirt." Zum Trost der katholischen Danziger, die durch die Läster-Predigten und Schmähschriften des oben erwähnten Aegidius Strauch weidlich geärgert wurden, schrieb Scheffler dann die „Schauführung des lästernden Höllenhundes". Dieser nicht sehr feine Titel wird erklärlich durch die maßlosen Schimpfworte, welche A. Strauch sich gegen Scheffler erlaubt hatte und aus denen oben eine kleine Blumenlese mitgetheilt ist. Hinter dem Danziger Pasquillanten witterte Scheffler mit Grund einen alten Bekannten, den Leipziger Professor Schertzer, „der dessen Schandbuch approbirt und in Leipzig mit dem falschen Druckort Altenburg zu Druck befördert habe". Darum zeigt Scheffler den Leipzigern noch einmal Zähne und Klauen: „So nun die ganze theologische Fakultät zu Leipzig solche Idioten, Criminanten und Blasphemanten seind, daß sie solch thörichtes Küh-Gebrülle und Kretscham-Lurkerei für gelehrte und wohlgestallte Verantwortung, solch schelmisches

galgengewehrtes Ehrenschänden für ehrliches Controversiren, solch Gotteslästern für Gotteslob approbirt, so kannst du wohl denken, daß alle andere geringere prädikantische Collegia, als die nichts Besseres von ihnen gelernt, nicht gelehrter noch besser sein müssen."

Während Scheffler als der berühmteste Polemiker seiner Zeit von seiner stillen Zelle an St. Matthias aus weit über die Grenzen seines Heimatlandes Schlesien die angegriffene Kirche vertheidigte, vergaß er sein liebes Breslau nicht und widmete „einem wol-edlen und gestrengen Rath der Kaiser- und Königlichen Stadt Breslau" eine eigene Schrift, darin „Des römischen Pabstes Oberhauptmannschaft über die ganze allgemeine Kirche erwiesen" und die Bürgerschaft zur Rückkehr in die katholische Kirche dringend aufgefordert wird. Zwei besondere Traktate sollen dann noch die am härtesten angefochtenen katholischen Positionen: das Fegfeuer und die Communion unter einer Gestalt, sicher stellen.

Es konnte Schefflern nicht verborgen bleiben, daß die Wahrheit außer dem Irrthum und der Lüge noch einen anderen gefährlichen Feind hat: die Gleichgültigkeit. Auch gegen die Indifferentisten, wie wir sie jetzt zu nennen pflegen, wendet sich seine Polemik. Er charakterisirt sie als die allerschädlichsten Ketzer: „Es finden sich Leute, und leider itziger Zeit gar sehr viel, welche man Politicos oder politischer Religion nennt, mit Recht aber eversores omnis bonae politiae und die allerschädlichsten Ketzer nennen sollte. Denn es sagen diese Ketzer, es sei gar keine Ketzerei, es sei nur ein unnöthiges Pfaffengezänk und Narrentheidung, daß man um die Religion streite; wenn man nur im Grunde einig sei und an Christum glaube, so dürfe man sich des andern nicht annehmen, man könne gleichwohl selig werden; halten es derowegen nach Gelegenheit von außen bald mit dieser, bald mit jener Religion, im Herzen

aber verlachen sie alle.“ Gegen diese politischen Leute wendet sich das Traktätlein ‚Spiegel der Ketzerei‘.

Wir sind bis dahin den Angriffen Schefflers gegen den Protestantismus gefolgt, und wenn diese Angriffe heftig und bitter waren, wenn sie sich sogar bis dahin steigern, daß die Ketzer geradezu als Abgöttler, ihr Cultus als Abgötterei bezeichnet werden, wir können das furchtbare Consequenzen nennen, aber es sind doch eben Consequenzen eines feurigen Glaubens und der bekümmerten Liebe, die das Seelenheil der Mitmenschen will. Auf den weiteren Wegen folgen wir Schefflern nur ungern, weil sie unseren Begriffen von Gewissensfreiheit stracks entgegen laufen, wenn gleich diese Wege damals vielfach als die rechten angesehen und gewandelt wurden.

„Gerechtfertigter Gewissens-Zwang oder Erweiß, daß man die Ketzer zum wahren Glauben zwingen könne und solle“, so lautet der Titel einer Schrift, die Scheffler dem Kaiser Leopold widmete. Er hat sich, so fühlt er, „aus Antrieb eines christlichen Eiferers hier einer Sache unterstanden, die ihm bei den Ketzern die höchste Feindseligkeit, bei vielen Catholischen aber nichts als üble Nachrede und Ungunst verursachen werde“. Man solle, meint er, die Ketzer zum wahren Glauben zwingen, weil die Ketzerei das größte und schädlichste Laster, schlimmer als Mord, Falschmünzerei, Raub oder Götzendienst sei; nicht Gott allein, auch die Kirche sei Herr der Gewissen; Juden und Heiden dürfe man allerdings nicht mit Gewalt bekehren, wohl aber Ketzer, da diese der Gewalt der Kirche unterständen; habe Christus, haben die Apostel Niemand gezwungen, so beweise das doch nicht für unsere Zeiten; die heilige Schrift (natürlich das Alte Testament Deuter. 13, 17. Zach. 13) befehle die Zwangsbekehrung; man solle sie zwingen, obgleich der Glaube eine Gnade Gottes sei, wegen der vielen guten einfältigen Seelen, die bei den Ketzern

seien; und sollten auch Etliche nur falsche Katholiken und Heuchelchristen, oder in ihrer Bosheit hingerichtet werden, oder auch verzweifeln, das dürfe man nicht so hoch anschlagen, darauf sei auch der hl. Augustin im Kampfe gegen die Donatisten gefaßt gewesen. Zwangsmittel, zur rechten Zeit angewandt, geben keinen Anlaß zum Aufruhr oder zur Gefährdung der Katholiken. Die „Politiker“ wenden ein, solcher Zwang werde ein wüstes Land schaffen; aber bei der Zwangsbekehrung in Steiermark und Oesterreich seien die Meisten, die wegen der Religion davonliefen, doch bald und gern wiedergekommen. Fürsten und Potentaten seien im Gewissen verpflichtet, die Ketzer nicht zu dulden; sie haben aber auch Gottes Segen dafür zu erwarten, wie an Theodosius, Honorius, Ferdinand II. zu schauen. Endlich solle man die Ketzer zwingen, weil sie selbst es auch so wollen und thun, also nach der Regula juris: Quod quis in alienum statuit, in se statuisse censetur.

Nun mußte natürlich eingeworfen werden, daß dem Reformationsrechte des Landesfürsten das westfälische Friedens-Instrument entgegen stehe, in welchem den Bekennern der augsburgischen Confession in Schlesien Religionsfreiheit vom Kaiser zugesichert sei. Diesen Einwand sucht Scheffler zu beseitigen in dem Schriftchen: „Kurze Erörterung der Frage, ob die Lutheraner in Schlesien der im instrumento pacis denen Augsburgischen Confessionsverwandten verliehenen Religions-Freiheit sich getrösten können.“ Er kommt zu dem Resultat: Nein, und zwar aus einem doppelten Grunde. Erstens hätten die Unterthanen diese Gnade längst verscherzt, da sie, gegen die Bestimmung des Friedens-Instruments, der gemäß sie still und friedlich leben sollten — zu anderen Fürsten klagend gelaufen und dem Kaiser viel Unruhe gemacht, auch ohne Grund tumultuirt und davon gelaufen seien. Sie hätten die festgesetzten Bedingungen des Religionsfriedens

nicht erfüllt, darum sei der Landesherr nicht mehr an denselben gebunden. Wichtiger sei der zweite Grund. Die Vergünstigungen seien nur den Anhängern der augsburgischen Confession zugesichert. Nun seien aber die schlesischen Protestanten in nicht weniger als 28 Punkten — gerade so viel als die Augustana Artikel habe — von dem ursprünglichen augsburger Bekenntniß abgewichen. Dahin gehöre die Verwerfung des Fastens und der Messe, sowie die Annahme von nur zwei Sakramenten. Alles das erhärtet Scheffler aus dem zu Breslau gedruckten Exemplar der Augustana, das sich für die wahre und reine augsburger Confession ausgebe.

Niemand läßt sich gern den Strick um den Hals legen und zuziehen. Die bedrohten schlesischen Protestanten fanden einen Vertheidiger in dem uns schon bekannten Leipziger Professor Alberti. Darf man Schefflern glauben, der in zwei neuen Gegenschriften den alten Gegner wiederum hart bedrängte, so hat dieser nur „per hincum clincum geantwortet und in dem Plauderment von zwanzig Bogen meistentheils nichts anderes als nichtiges Geschwätze mit Jesuiten-Histörichen gespickt, contentiones und falsche Bezüchtigungen geliefert.“ Scheffler seinerseits sucht die Beweise für seine zwei gravirenden Behauptungen zu ergänzen und zieht von Neuem die harten Consequenzen. Kaiser Leopold hat indeß die vorgezeichneten Wege des Gewissenszwanges nicht betreten, sondern die Bestimmungen des westfälischen Religionsfriedens geachtet.

Wir haben auch die äußersten Zielpunkte von Schefflers Polemik unbefangen dargelegt. Nun mag das Urtheil eines Protestanten über diese Polemik folgen. „Eine unbefangene Würdigung der Streitschriften Schefflers hat in denselben, ungeachtet der Auswüchse zelotischen Eifers und der Irrthümer in Behauptungen und Beweisführungen, wenigstens die Wärme der Ueberzeugung, einen Reichthum tiefsinniger

Gedanken, dialektische Gewandtheit und große Belesenheit in den Schriften der Kirchenväter und der älteren und neueren Mystiker anerkannt.“ [49]

Begeisterter natürlich schreibt Wittmann: „Seine ganze Seele bewährt sich in all' ihren Aeußerungen als eine im Lieben und Schauen und Glauben durch und durch katholische, und bei ihm sieht man so recht augenscheinlich, wie tiefe und reiche Geister, innerlich gedrungen, den öden Steppen des Protestantismus zu entfliehen, nicht nur etwa zur katholischen Kirche überzutreten, sondern sich ganz in dieselbe hineinzuleben und ihre protestantische Natur ganz in katholischen Geist zu verwandeln vermögen. Dieser neue Geist, dieses neue Prinzip ist dann auch ihr ganzes Leben und zwar um so entschiedener, als sie ihn mit klarem Bewußtsein, mit voller Freiheit und freier Liebe erst zu erringen hatten.“ [50]

Die Ecclesiologia stellte für ihre Zeit und noch lange nachher ein vollständiges Magazin der Polemik gegen den Protestantismus dar. Für den Controversprediger ist das umfangreiche Werk durch ein genaues Register der abgehandelten Materien werthvoll und nutzbar gemacht.

VIII.

Letzte Lebensjahre und Tod.

So verflossen die Lebensjahre Schefflers unter schweren Kämpfen, die er unermüdet für den Herrn und seine Kirche durchfocht, und unter den milden Tröstungen, wie sie einerseits die mit ganzem Eifer erfaßte Religion, andererseits die freundliche Gabe der Muse spendeten. Sein äußeres Leben scheint wenig Veränderung geboten zu haben. Im Jahre 1661 trat er in den Minoritenorden; die betreffende Urkunde darüber, ausgestellt zu Toledo am 27. Februar

1661 vom Minister generalis Angelus de Sambuca, wird im Provinzial-Archiv zu Breslau aufbewahrt. Daselbst findet sich auch die von dem Breslauer Weihbischof Johannes Balthasar unterfertigte Urkunde, wonach Scheffler am 21. Mai desselben Jahres die heilige Priesterweihe zu Neisse empfangen hat.[51]

In diese Zeit fallen mehrere fromme Stiftungen, die Scheffler aus seinem Vermögen dotirte und die man wohl mit Knoblich, dem wir die Mittheilung der betreffenden Urkunden verdanken,[52] als letzte Vorbereitungsstufe zu seinem ernstesten Lebensschritte betrachten darf.

Unter dem 26. Februar 1660 bescheinigt das Domkapitel zu Breslau „dem edlen und hochgelehrten Herrn Johannes Scheffler, philosophiae et medicinae doctori, Römischer kaiserlicher auch zu Hungarn und Böheimb königl. Majestät Hoffmedico" den Empfang von 200 Thlr. schlesisch, „den Thaler zu 36 Groschen weiß undt den Groschen zu 12 Hellern gerechnet", behufs einer Stiftung zu Ehren der heiligen fünf Wunden in der Collegiatkirche beim heiligen Kreuz. Von den Zinsen, die nach damaligem Brauch sechs Prozent betrugen, sollte Hochamt und Predigt de Passione fundirt und das Uebrige unter die Armen vertheilt werden, wie noch jetzt geschieht. Nach Schefflers eigener Bestimmung, die uns jedoch nicht mehr wörtlich erhalten ist, sollte sich an die Kanzelrede eine Kuchenvertheilung unter die Dürftigen anschließen, und so bekam diese Kanzelrede, die jährlich am Freitag vor Quinquagesima gehalten wird, den noch jetzt nicht vergessenen volksthümlichen Namen „Kuchenpredigt".

Ueber eine zweite Stiftung aus demselben Jahre besitzen wir noch Schefflers eigene Bestimmungen. Sie lauten:

„Nachdem ich Joh. Scheffler, Dr. Philos. et Medicinae, Priester*)

*) Dieses Wort scheint später beigeschrieben zu sein; am Tage der Stiftung (20. April 1660) war Scheffler noch nicht Priester.

und Röm. Kaiserl. Maj. Hoffmedikus, das wenige zeitliche Gut, welches mir Gott in meinem mühseligen Berufe bescheeret, Ihm gerne bei meinen Lebtagen, so viel ich kann, wiedergeben und zu seinen Ehren angewendet wissen wollte, und absonderlich betrachtet habe, daß es den geistlichen Klosterfrauen Franziskaner-Ordens zu St. Claren in Breslau sehr erbaulich sein würde, wenn sie durch geistliche Predigten und Ermahnungen zum geistlichen Leben und Wandel aufgemuntert würden, und zuvor ihren und ihres Ordens Praepositi Provincialis Willen und Consens darüber vernommen, auch des ganzen Convents großes Belieben und Eifer dazu verspüret, als richte ich im Namen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit bei ihnen diese Fundation auf; daß nemlich alle Mittwoch in der Fasten in ihrer Kirchen ihnen zum Trost und zur Auferbauung eine Predigt vom geistlichen Leben und inneren Wandel mit Gott, von einem gelehrten und geistreichen Manne, welchen sie selbst erwählen werden, solle gehalten werden; dabei sollen und wollen die Jungfrauen allemal vor der Predigt das Miserere und nach derselben das verdeutschte Stabat Mater Dolorosa in die Orgel singen, Beides für Bekehrung der Sünder, und unter diesem zu eben der Intention eine Messe lesen lassen.

Damit nun Solches immerwährend könne gehalten werden, so gebe ich darzu zweihundert und fünfzig Gulden Rheinisch, welche ich der Stadt Zobten zu Auferbauung ihrer Kirchen (laut Verschreibung) auf einen Wiederkauf 6 procento dargeliehen; dieser Mainung, daß von den 15 Gulden, welche das Kapital jährlich trägt, vors Erste der Prediger und Priester solle contentirt, hernach von dem Uebrigen den Jungfrauen insgesammt in der letzten Mittwoch und am grünen Donnerstag ein Trunk gutes Weines mit Zwiegebackenem oder Weißbrot zur Collation darvon gegeben und sie also beides leiblich und geistlich von dieser Fundation gespeiset und erquicket werden. Zur Bestätigung dessen ich dieses mit eigener Hand unterschrieben und angeborenem Pettschaft besiegelt habe, der gänzlichen Hoffnung lebende, es würden die Nachkommenden solches zu erhalten und zu bestellen, ihnen jederzeit lassen angelegen sein und für Gottes Zorn, welcher auf Nachläßigkeit und Unterdrückung solcher geistlicher Stiftungen unausbleiblich zu folgen pflegt, sich ernstlich zu hüten wissen.

Gegeben zu Breslau, den 20. April 1660 und confirmiret mit Ihrer Hochwürden itzigen Praepositi Provincialis Insiegel und Handschrift.

Johannes Scheffler, Phil. et M. D.
S. K. M. Hoffm. mpp.

Diese Stiftung und eine andere, wodurch Scheffler an dem Benediktinerinnenstift zu Striegau für jeden ersten Freitag im Monat eine Predigt zur dortigen Kanzel fundirte, sind bei Aufhebung der schlesischen Klöster ein Opfer der Säcularisation geworden.

Dem Minoritenorden scheint Angelus nicht lange angehört zu haben, wenn nicht, was ich für möglich halte, die eben erwähnte Urkunde nur besagt, daß er sich dem sogenannten dritten Orden des hl. Franziskus angeschlossen habe, der ja eigentlich für Weltleute gestiftet ist. Im Jahre 1664 wurde er zum fürstbischöflichen Marschall oder obersten Hofmeister und Rath ernannt, welche Stellung er nach dem Tode seines Gönners, des Fürstbischofs Sebastian, im Jahre 1671 wieder aufgab. Schon früher hatte er in dem Kreuzherrnstift zu St. Matthias in Breslau ein Asyl gesucht, das er nur selten verließ. Da in demselben Stifte die Jesuiten sich zuerst angesiedelt hatten, auch später wohl noch viel darin verkehrten, so mag daraus sich das falsche Gerücht erklären, als ob er in den Jesuitenorden getreten sei. Daß er übrigens von seinem Uebertritte an diesem Orden nahe und befreundet blieb, das beweisen viele Stellen seiner Schriften, welche letzteren zum Theil von Jesuiten approbirt, zum Theil auch wohl veranlaßt wurden.

Sein letztes dichterisches Werk erschien 1675 zu Schweidnitz unter dem Titel: „Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge zu heilsamem Schrecken und Aufmunterung aller Menschen“. Eine zweite Ausgabe (Glaz, 1689) hat das „sinnliche“ wohl im Geschmacke der damaligen Zeit, aber sicher nicht im Sinne Schefflers in „sinnreiche“ verwandelt. Von da ab ist das Werk nicht mehr gedruckt worden, bis Rosenthal in den gesammelten poetischen Werken Schefflers einen neuen Abdruck veranstaltete. Das Gedicht zerfällt in vier Abtheilungen: 1) der Tod in zwanzig achtzeiligen Strophen, 2) das jüngste Gericht in

sechzig, 3) die ewige Pein der Verdammten in zwei und siebenzig, 4) die ewigen Freuden der Seligen in hundert sieben und fünfzig Strophen.

Die christliche Dichtung hat es oft gewagt, die schrecklichen Qualen der Verdammten wie die hohen Freuden der Seligen mit ganzer Glut der Phantasie zu schildern und so mit ihrer Schwester, der Malerei, in einen edlen Wettstreit einzutreten. Schon jener erhabene und doch so liebliche Hymnus: „Ad perennis vitae fontem mens sitivit arida“, den der Kardinal Petrus Damiani im 11. Jahrhundert dichtete und dem hl. Augustinus in den Mund legte, hat eine ganze Reihe von sinnlichen Bildern.

Wiesen grünen, Saaten blinken,
Süße Balsamdüfte wehn;
Und aus Honigbächen trinken
Palmen, die am Ufer stehn;
Mild aus grünen Hainen winken
Güldne Früchte in den Höhn.[53]

Etwas unbeholfen singt unser deutscher Spervogel von dem Hause im Himmel, zu dem ein goldener Weg geht, jenem Haus mit den blanken Marmorsäulen, die Gott selbst mit edelem Gesteine geziert hat. Unübertrefflich aber für alle Zeiten steht der Dichter der göttlichen Komödie da, der Wanderer durch Hölle, Reinigungsort und Himmel, so unerschöpflich reich in der sinnlichen und plastischen Ausmalung der Höllenqualen, daß die wirklichen Maler bis auf unsern Zeitgenossen Doré fortwährend an seiner reichen Tafel zehren, aber auch so geschmackvoll und so durchgebildet, daß er für die Ausmalung des Himmels sich über die sinnlichen Anschauungen zu erheben versteht.

Neben dieses unsterbliche Gedicht Dante's darf allerdings Schefflers bescheidene Dichtung nicht gestellt werden. Er hätte es nicht gewagt, mit jenem gewaltigen Geiste zu ringen; dazu fehlte ihm jene schöpferische Phantasie, die

überhaupt kein deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts besaß. Daneben hat Angelus eine ganz bestimmte Absicht, nämlich „die Gemüther durch die theils erschröcklichen Darstellungen und lieblichen Annmuttungen zu einer heilsamen Erstaunung und lieblichen Verzuckung zu bewegen", also eine gewiß ganz löbliche, praktische, religiöse Absicht, die aber dem freien dichterischen Schaffen keineswegs günstig ist. „Und weil er," so fährt er fort, „von so ernsten und wahrhafftigen Sachen handeln sollen, so habe er sich aller und jeder von den Heyden erfundenen Namen und Erzählungen, mit welchen sonsten die Poeten ihre Schrifften zu spicken pflegten, gänzlich enthalten wollen", — ein Vornehmen, das bekanntlich Dante sich nicht gemacht hat, und gewiß nicht zum Nachtheil seines Werkes.

Unter den vier letzten Dingen des Menschen versteht man Tod, Gericht, Hölle und Himmel. Mit dem Tode, weniger beschreibend als lehrend und ermahnend, beginnt Angelus:

Ihr dummen Sterblichen, die ihr
So frei und sicher lebet,
Und stets mit hungriger Begier
Nach Gut und Hochheit strebet:
Wem sammelt ihr dies alles ein,
Was ihr bald müßt verlassen,
Und in der letzten Noth und Pein
Doch wieder werdet hassen?

Der Tod erscheint in den verschiedensten Gestalten, er verschont Keinen, er macht aller Pracht ein Ende, er tritt rasch und unvorbereitet den Menschen an:

Kein Laub wird durch den harten Nord
Sobald vom Baum gerissen;
Kein Schiff treibt Aeolus so fort,
Als wir vergehen müssen.
Kein Strom fleußt gar so schnell fürbei,

Kein Pfeil fleugt so behende,
Als unsers Lebens Melodei
Zum Schweigen kommt und Ende.

Und darum, so ermahnt der Dichter zum Schluß:

Stirb, ehe denn du sterben mußt,
Meid', ehe du mußt meiden;
Ertödt' in dir die böse Lust
Und alle falsche Freuden!
Wer nicht gestorben, wenn er stirbt,
Muß ewiglich verderben,
Und durch den Wurm, der nie verdirbt,
Ohn' alles Ende sterben.

Nun folgt in der zweiten Abtheilung das Gericht mit dem Motto: „Der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht, in welchem die Himmel mit Krachen vergehen werden; die Elemente aber werden für Hitze zerschmelzen, und die Erde und die Werke, die in ihr sind, werden verbrennen.“ 2. Petr. 3, 10. Hier bietet sich Gelegenheit, die Zeichen am Himmel, die Auferstehung der Todten, das Erscheinen des Menschensohnes, die begleitenden Engel, das Verhör der Schuldigen, die Anklagen des Widersachers, das Urtheil des Richters vorzuführen. Aber der Dichter vermag sich nicht auf der Höhe des Erhabenen zu halten; durch Paraphrasen wird das Gewaltige abgeschwächt. Wie erhaben sind im Evangelium die Worte des göttlichen Richterspruches, wie klein und abgeschwächt des Dichters Umschreibung:

Geht hin und weichet weg von mir,
Ihr Grund-Vermaledeiten!
Geht hin, trollt euch von meiner Thür,
Bleibt weg zu ew'gen Zeiten!
Geht hin in's Feu'r, in's ew'ge Feu'r,
In'n Schlund der grundten Höllen
Mit Belzebub dem Ungeheu'r
Und seinen Rottgesellen!

An dem dritten Theil, der ewigen Pein der Verdammten, scheitert dann Schefflers Dichtertalent vollständig. Freilich, er mußte von vornherein auf den großen Vortheil verzichten, den Dante sich voraus genommen hat: er hat uns keine Francesca von Rimini vorzuführen, keine gewaltthätigen oder simonistischen Päpste, keinen Branco Doria, dessen Seele schon in der Hölle büßt, während der Leib, von einem höllischen Geiste beseelt, noch in Genua lebt; er kann nicht die Schilderung des Hungerthurms von Pisa mit der grausigen Rache Ugolino's zu einem höllischen Gemälde vereinigen, dessen Glutfarben nie verbleichen. Angelus will seine Leser mit heilsamer Furcht vor der Hölle erschrecken, er will die ewige Qual dem sinnlichen Fassungsvermögen begreiflich machen: so sucht er mit raffinirter Genauigkeit die sinnlichen und eigentlich nur die sinnlichen Qualen zusammen.

Von unten brennet sie die Glut
　Des Feuers und der Flammen,
Auf allen Seiten schlägt die Flut
　Des Pfuhls ob ihn'n zusammen,
Von oben treuft das heiße Blei
　Auf ihre nackte Glieder,
Bald trennet sie ein Strahl entzwei,
　Bald schlägt sie Hagel nieder.

Die Schlangen sieht man fort und fort
　An ihrem Fleische hängen
Und sie auf jeder Stell' und Ort
　Anfallen und bedrängen.
Die Nattern haben ihre Lust,
　Wenn sie Maul, Nas' und Ohren
Durchschlüpfen und die ganze Brust
　Bis auf das Herz durchbohren....

Der Spinnen ist ein Ueberfluß
　Und auch der Scorpionen,
Es müssen sie auch zum Verdruß
　Die Mäuse nicht verschonen.

Die Ratten fressen sie stets aus
Und wühlen nach Belieben,
Bis daß an Manchen nichts als Graus
Von Beinen übrig blieben.

Zum Unglück können sie sich nicht
Auf eine Seite kehren,
Und einer Fliege, die sie sticht,
Mit einem Finger wehren.
Der Leib ist wie ein Centner Blei
Plump, grob und ohn' Gelenke,
Die Flechsen alle sind entzwei,
Die Bein' aus dem Gerenke . . . .

Viel werden an den Spieß gesteckt
Und lebendig gebraten,
Viel auf der Folterbank gereckt,
Bekennend ihre Thaten.
Viel werden bis auf's Mark zerfeilt,
Viel jämmerlich geschunden,
Viel klein zerhackt und ausgetheilt
Zur Kost der höll'schen Hunden.

Es genügt. Ich habe die geschmacklosesten Strophen mit den ganz ekelhaften Bildern ausgelassen.

Dagegen ist der vierte Abschnitt, der die Freuden der Seligen nach einem Motto aus der geheimen Offenbarung schildert, allerdings frei von solchen Stellen, die den guten Geschmack beleidigen, wenn auch nicht frei von Seltsamkeiten. Die hohe Himmelsburg ist „ganz schußfrei", voller Thürme, ihre Steine von Jaspis, ihr Estrich von Edelsteinen, die Thore von Perlen, ihre Häuser von Alabaster und deren Fenster von Bergkrystall, „auf's sauberste poliret", die Zimmer mit „Kunsttapezereien" und darauf die Heiligengeschichten. Hinter jedem Hause ein Zier- und Blumengarten, voll Narzissen, Tulipanen, Anemonen u. s. w.; aus diesen Gärten geht man in die schönsten Baumgärten mit Jungfernäpfeln, Pfirschken, Morelchen; darnach ins Freie

Feld mit der lieben Saat auf vielen hundert Morgen, mit Kürbissen und zuckernen Melonen. Da rauschen die Ströme „wohlgefällige Lieder", im Walde schallt der Gesang der Vögel, und das Wild ist da sämmtlich nicht wild, Fische schwimmen in den Teichen, und — was in jener Zeit nicht fehlen durfte — es sind da auch Schäfereien erbauet, und die Schäflein tragen Seide statt der Wolle. Unwetter kennt man da nicht; es schneiet wohl zur Ergötzlichkeit, aber was? Lilien und Narzissen; es regnet Rosenwasser. Und die Bewohner? die Martyrer gehen in Karmesin und rothem Sammt, die Jungfrauen prangen in weißer Atlasseide, die Lehrer in sternengeschmücktem Talar. Zorn, Haß und der „blaue Neid" sind da unbekannt. Die Heiligen erzählen sich ihr Erdenleben; mitten unter ihnen auf erhabenem Throne sitzt Christus, ein wenig tiefer in himmelfarbenem Kleid die heilige Jungfrau, dann im Kreis die Patriarchen, Propheten und Apostel auf schön beschlagenen Stühlen, weiter die unschuldigen Kinder „in Liverei von Mondenschein", und die übrigen Heiligen, und Alle singen Gott Lobgesänge. Darauf „stellt er an ein groß Pankett im großen Göttersaale"; voran ziehen die Engel — „geschürzte Röcklein bis an's Knie, geflügelt sind die Füße", dann die Tugenden, die himmlischen Edelknaben als Vorläufer des Herrn selbst, vor dem als Erzmarschall der Großfürst Michael schreitet. Es folgen die Apostel, Propheten, Martyrer, die Bekenner und Lehrer und vor allen die Ordensstifter — „die ziehen wie Soldaten auf und große Generale" — nach diesen kommen endlich ohne Zahl „die gemeinen Heiligen alle". Noch ist es nicht zu Ende, es kommt „das edle Frauenzimmer", zuvörderst die Mutter des Herrn, von ihrem obersten Hofmeister Gabriel züchtiglich am Aermel geleitet, Jungfrauen, Wittwen, Büßerinnen und „wieder ohne Zahl die gemeinen Heiliginnen". Lobgesänge erschallen; der Herr theilt Geschenke aus, dem ein ganzes Land, dem

dreißig Städte, dem ein fürstlich Schloß, den Heiliginnen köstliche Geschmeide. Darnach folgt das Hochzeitmahl des Lammes. Verlangt dich, o Pilger, in dieses Land? Ich zeige dir den Weg. Das sind die acht Seligkeiten.

Und hier soll meine Bleibstatt sein,
Hier will ich überspringen,
In diesen Port will ich mich ein
Mit Sturm und Liebe dringen.
Hier will ich mir ein ew'ges Haus
Durch gute Werke bauen,
Auf daß ich ewig mög' daraus
Gott und den Herrn anschauen.

Man hat es nicht glauben wollen, daß der Dichter Angelus Silesius auch die Streitschriften gegen die Protestanten habe verfassen können. Aber wenn derselbe Dichter nicht seinen Namen vor die „sinnliche Betrachtung der letzten Dinge" gesetzt hätte, man würde wohl am allerwenigsten auf den Dichter des „cherubinischen Wandersmannes" gerathen haben. Das Räthsel wird indeß durch den Dichter selbst gelöst.

„Es ist mir wohl bewußt," sagt er in der Vorrede zu dem letzten Werke, „daß im Himmel weder Gold noch Silber noch andere dergleichen irdische Sachen mehr zu finden, sondern etwas Besseres: weil sich aber die heilige Schrift in Beschreibung des himmlischen Jerusalem selbst ihrer gebraucht, so werde ich nicht unvernünftig gethan haben, daß ich solche auf andere geringere, jedoch den Sinnen annehmliche Dinge mehr ausgedehnt, und hiermit auch den niedrigen Gemüttern etwas gegeben habe." Zu diesen niedrigen Gemüthern, zu den Unmündigen in Christo hat er sich herabgelassen und ihnen nach dem Ausspruch des Apostels Milch geboten und nicht Speise. Er wollte auch der rohen Masse ein Sänger werden, um auch sie für Christum zu gewinnen. Und er muß sich in dem gehofften Erfolge

nicht ganz getäuscht haben, da eine Anmerkung des Verlegers am Ende der dritten Ausgabe des Buches uns sagt: „wem beliebe, die ewigen Freuden zu singen, der möge den Text, weil er auf einmal zu lang, in vier Theile abtheilen.“ Hieraus möchte man schließen, daß bei feierlichen Gelegenheiten, vielleicht bei Prozessionen, wirklich davon praktischer Gebrauch gemacht worden ist.[54]

Im Todesjahr Schefflers erschien seine Uebersetzung eines lateinischen Erbauungsbuches „Margarita evangelica“. Hoffmann von Fallersleben hält dafür, das Büchlein sei ursprünglich niederländisch und zwar wahrscheinlich von der Dichterin Anna Bijns abgefaßt. Es wird bereits vom hl. Franz von Sales gerühmt; Franckenberg hatte ein Exemplar desselben aus Holland mitgebracht, das von Scheffler treu bewahrt wurde.[55] Dagegen hat man mehrfach irrthümlich unserm Angelus noch eine „betrübte Psyche“ zugeschrieben, die im Jahre 1664 zu Breslau erschienen sein soll. Der Irrthum scheint lediglich durch einen Druckfehler in der Vorrede Gottfried Arnold's zu seiner Ausgabe des cherubinischen Wandersmanns entstanden zu sein.

Scheffler fühlte sein Ende herannahen; schon lange hatte er sich mit dem Tode vertraut gemacht. Aber auch die letzten Tage benutzte er noch, um die Anmuthungen seines Verlangens und Hoffens aufzuzeichnen; so entstand ein kleines Büchlein „Libellus desideriorum Joannis Amati“, das man bei seinem Ableben vorfand und aus welchem der Leichenredner uns einige Stellen erhalten hat. Es scheint seitdem verloren gegangen zu sein.

Am 9. Juli 1677, demselben Monatstag, da er vor neununddreißig Jahren die Doktorwürde erhalten hatte, starb Scheffler im St. Matthiasstift, „nach langer Leibesschwachheit mit lung- und dürrsüchtigen Beschwerden abgezehrt, nach Empfang der Absolution und letzten Oelung, wohl bei sich und mit vollkommenem Verstand, auch erweckter

Gottesliebe und Leid über alle Sünden, im Beisein verschiedener geistlicher Personen". Am 12. Juli wurden die irdischen Reste beerdigt, wobei der Jesuitenpater Daniel Schwartz die Leichenrede hielt, die dann unter folgendem langen Titel zu Breslau erschienen ist:

„Engel-Art an dem Leben und Wandel deß Wolehrwürdigen, in Gott andächtigen, Woledel gebohrnen, Hochgelehrten Herren Joannis Angeli Scheffler, Philosophiae et Medicinae Doctoris, der Heiligen Catholischen Römischen Kirche Priesters, Bey seiner christlich- und geistlicher Leichenbegängnuß in dem Gotteshauß S. Mathiae zu Breßlau den 12. Julii Anno 1677 gelobt von P. Daniele Schwartz, Soc. Jesu."

Nach einer Reihe von Notizen über Schefflers Abkunft und Leben, die wir für gegenwärtige Skizze benutzen konnten, folgt der Kern der Rede. Billig hieß Scheffler auch Angelus; denn erstens glich er einem Engel in der Reinigkeit und keuschen Jungfrauschaft Leibes und der Seele. Zum Andern, wie die Engel im Himmel immer das Angesicht Gottes sehen, so habe Scheffler auf Erden schon darin den Engeln geglichen. Er könnte wohl wie Dionysius der Karthäuser den Namen haben: Doctor ecstaticus. „Seine Psyche steht zum Zeugen; denn es ist das ganze Buch nichts als ein Köcher, in welchem der Herr Doktor seines Herzens lebendige Anmuthungen zu der Gottheit und Gottes Menschheit eingesteckt, als feurige Pfeiler aber und abermal auf den Bogen zu legen hinauf gen Himmel. Darzu er sich bekennet in dem geheimen Büchlein „Libellus desideriorum Joannis Amati", so nach seinem Ableben gefunden, Litera B, da er spricht:

Ich habe eine Kunst gelernet und bin ein Schütz worden: der gute Vorsatz ist mein Bogen, und die unaufhörlichen Begierden meiner Seel sind die Pfeile.

Der Bogen ist durch die Hand des gnädigen Beistands Gottes stets gespannt, und der heilige Geist lehret mich, die Pfeil gerad nach dem Himmel zu schießen. Gott gebe, daß ich das Schießen besser lerne, und einmal das Herz Jesu treffe!

Hoffentlich wirst du troffen haben, liebe Seel Joannis Amati, nachdem du täglich mit Ablassung solches Geschützes dich geübet hast. Gleichwie zu verspüren im Buchstaben E, da Er geschrieben:

Jesus und Christus, Gott und Mensch, Bräutigam und Bruder, Fried und Freude, Süßigkeit und Lust, Freundlichkeit und Huld, Licht und Leben, Zuflucht und Erlösung, Himmel und Erd, Ewigkeit und Zeit, Liebe und Alles, nimm dich doch meiner Seelen an!

Seind das nicht feurige Pfeil?"

Zum dritten, fährt der Redner fort, hat er auch durch Fasten und Almosen den Engeln geglichen. „Wahr ists, unser Herr Scheffler war wesentlich ein Mensch, und ein leiblicher natürlicher Mensch, aber die wenige Nahrung hat ihn mit seinem Leib fast gleich gemacht denjenigen, so keinen Leib natürlich und wesentlich haben." Was Stiftungen hat Er in fast alle hiesige katholische Kirchen gemacht? zu Liebenthal und anderer Orten? auf die zwölftausend Floren gewißlich dahin gewagt zu Gottes Ehren, damit Er seinen Vorsatz erfüllete, dieses Lauts in seinem Büchlein Litera C.

Dieweil mir mein Herr irdische Güter gibt, so will ich Kaufmannschaft damit treiben und dieselbe (nebenst den geistlichen Gaben) mit nichts als mit Lieb und Lob, Dank und Ehre Gottes vertauschen.

Was Almosen hat Er gegeben? der um der Almosen willen einen einzigen Rock wie S. Basilius getragen und

nicht behalten, darüber Er könnte ein Testament machen... Das Erbtheil des Herrn Schefflers bei 6000 ist eben dahin gegangen; was Ihm per testamentum vermacht worden (einmal weiß ich 8000), was Er bei dem weltlichen Herzog erworben, was Er bei dem geistlichen Fürsten verdient, was Er mit seiner Arztpractica wie auch mit Büchern in Druck und Kauf ausgegeben, gewonnen, was Er an seinem Hals erspаret, ist Alles auf die armen Wittwen und Waisen, ich wollte sagen auf dem Altare Gottes geopfert.... O wie viel hundert dergleichen Wittiben, abgerissene Kinder, haushungrige Väter und Mütter, die sich des Garden *) schämeten, verarmte Mägdlein, keiner Morgengabe vermöglich, kranke Leute, welche vor die lateinische Kuchel **) keine Heller hätten, ohnbeherbergte Fremdlinge können diesem sogenannten Jo. Angelo nachsagen, was Tobias redet zu Lob des Erzengels Raphaelis."

Endlich wird er noch als Arzt, und zwar als Seelenarzt, dem Erzengel Raphael verglichen. „Wer bist du auf dem Land? wer außer dem Land? Wer in dieser Stadt? wer in dieser Kirchen zugegen? den mit seinen Schriften Schefflerus erleuchtet und zum Glauben geleitet? den mit mündlicher Lehr in seinem Zimmer von Irrthumen, Lutheranismo, Calvinismo, Atheismo abgeführt Schefflerus? wer ists und wie viel sind dero? Ihrer viel, ihrer viel! Der Herr bezeuget, die Engel erfreuen sich, wenn sich ein Mensch bekehret hat. Das war die Freude unsers Doctors. Sonst hat kein Zeitungsschreiber sein Gemüth ergetzet, mit Avisen von Kriegen und Schlachten in allen Landen: da triumphiret Er, wenn eine Seel die rechte Bahn zur Seligkeit eingetreten."

Schließlich erzählt der Leichenredner noch einige Züge

---

*) Betteln.

**) Apotheke.

aus Schefflers Leben, um seinen Eifer für die katholische Kirche darzuthun. Insbesondere wird seine Theilnahme an verschiedenen Prozessionen hervorgehoben.

Schefflers Grab befindet sich in der Gruft der Matthias=, jetzigen Gymnasialkirche, nahe der Treppe. Kein Stein, kein Denkmal bezeichnet die Ruhestätte des großen schlesischen Denkers und Dichters.

Die vorliegende Monographie aber soll nach der Absicht des Verfassers für die Freunde des Dichters und insbesondere für dessen schlesische Landsleute eine Erinnerung sein, im nächsten Jahr, wenn wir das zweihundertjährige Todesgedächtniß des schlesischen Angelus begehen werden, seine Grabesstätte durch eine Gedenktafel zu bezeichnen. Der große Todte verdient diese Ehre, die Gegenwart aber wird sich selbst dadurch ehren und eine hundertjährige Schuld abtragen.

Anmerkungen.

1. Der Text steht im Weimarischen Jahrbuch III. S. 219, wobei der Herausgeber Hoffmann von Fallersleben berichtigend anknüpft an eine Stelle in A. Kahlert's Schrift: „Schlesiens Antheil an deutscher Poesie", Bresl. 1835. Majors des Jüngeren Gedichte erschienen unter dem lateinischen Titel: „Eliae Majoris Schediasmata germanica, Oelsnae 1653."

2. Alle diese Jugendgedichte Schefflers hat Hoffmann von Fallersleben in dem Weimar. Jahrb. I. S. 271 ff. neu abdrucken lassen.

3. Das betreffende Diplom der Universität Padua (jetzt im schlesischen Provinzial-Archiv unter Nr. 1102 aufbewahrt) lautet auf ‚Joannem Schefflerum, filium nobilissimi, strenui et amplissimi Stanislai Scheffleri, equitis Poloni, Doctorem philosophiae et medicinae', und ist unter dem 9. Juli 1648 ausgestellt.

4. Kahlert, A. Silesius, S. 11. 12.

5. Die Bestallungsurkunde ist als Beilage A. bei Kahlert S. 92 mitgetheilt.

6. Joh. Heine, Geschichte des Bisthums und Hochstifts Breslau, Bd. 3. (Breslau 1868), S. 733.

7. Heine, a. a. O. S. 254.

8. Heine, S. 749.

9. H. Wuttke, Friedrichs des Großen Besitzergreifung Schlesiens (Leipzig 1842. 2 Bde.) I. S. 117. 120 ff. — K. A. Menzel, deutsche Gesch. seit der Reformation II. S. 46. 281.

10. Kahlert, A. Silesius, S. 2.

11. Gervinus, Gesch. d. deutsch. Dichtung, III. S. 445 ff. Lemcke, Gesch. d. deutsch. Dichtung neuerer Zeit, I. 285.

12. Kahlert, S. 13.

13. Abgedruckt bei Kahlert a. a. O. S. 32 und im Weimar. Jahrb. 1. S. 284.

14. Arnolds unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie, III. S. 93.

15. Menzel a. a. O. 4, 290.

16. Arnold a. a. O. Buch 17, Cap. 3. — Menzel a. a. O. — Räß' Convertitenbilder Bd. 6.

17. Arnold a. a. O. Buch 17. Cap. 3.

18. Lucä, Schles. Fürstenkrone, S. 144.

19. Nach Kahlert findet sich die betr. Schulurkunde im schlesischen Provinzialarchiv unter Nr. 1146. b.

20. Abgedruckt bei Kahlert, Beilage B.

21. Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung (5. Aufl.) Bd. 3. S. 440 ff.

22. H. Kurz, Geschichte der deutschen Nationalliteratur Bd. 2. S. 291.

23. Kahlert, S. 18. 19.

24. Lemcke, Gesch. der deutschen Dichtung neuerer Zeit, Bd. 1. S. 283.

25. Ueber P. Kedd findet sich auch Mehreres in K. Werners Gesch. der apologetischen und polemischen Literatur und in desselben Gesch. der kath. Theologie, S. 23. 30.

26. Kahlert, S. 24.

27. Kahlert, S. 61. — K. v. Winterfeld, der evangelische Kirchengesang (Leipz. 3 Bde.) Bd. 2. 509.

28. Papaeus hic Angelus, sed bonus; nec video, quo minus hymni plurimi a Lutherano adhibeantur.

29. Gervinus a. a. O. 3, 442.

30. Westermayer, J. Balde (München 1868), S. 22.

31. Von J. L. Pasig. Grimma 1846.

32. Knoblich in der Zeitschrift des Vereins für Gesch. und Alterthum Schlesiens, Bd. 8. S. 19.

33. Annette v. Droste-Hülshoff's Gedicht: „Nach dem Angelus Silesius."

34. Leibnitz, essai de Theodicée, 1710. — Kahlert S. 52 ff.

35. Gervinus 3, 442. Gerhard Tersteegen hat eine ‚Lotterie der Frommen' gedichtet.

36. Vergl. Schündelen, Kritik über Kern's Werk in Reusch' theol. Lit. Bl. 1867, 873 ff.

37. K. A. Menzel, deutsche Gesch. 3, 200.

38. Daselbst S. 319 ff.

39. Wuttke, Besitzergreifung Schlesiens, Bd. 2, S. 235. — Heine a. a. O. S. 419 ff.

40. Wuttke 2, 286.

41. Daselbst, S. 245.

42. Schefflers Vorrede zu der Ecclesiologia.

43. Wuttke a. a. O. S. 269. 270.

44. Daselbst, S. 298.

45. Vorrede zur Ecclesiologia. Hier liegt zugleich der sicherste Beweis vor, daß Angelus der Dichter und Scheffler der Streittheologe nicht zwei verschiedene Personen gewesen sind.

46. Kahlert, S. 29.

47. Wittmann, A. Silesius, S. 60.

48. K. A. Menzel a. a. O. 4. S. 315 ff.

49. Herzogs protest. Real-Encyclopädie, Bd. 18.

50. Wittmann a. a. O. S. 80.

51. Nach Kahlert befinden sich die betr. Urkunden im schlesischen Provinzial-Archiv unter Nr. 1154 b. und c. Knoblich theilt im „Schles. Kirchenbl." 1869 S. 50 einige Auszüge aus dem Taufbuche von St. Adalbert mit, wonach Scheffler in den Jahren 1659—63 oft und gern als Pathe bei angesehenen Familien begehrt wurde. Einmal (1663) ist er als Pater Scheffler eingetragen.

52. Schlesisches Kirchenbl. 1868, S. 121 ff.

53. Schlosser, Lieder der Kirche I. 154.

54. Kahlert, S. 81.

55. In G. Tersteegens Büchlein ‚Perlenschnur für die Kleinen nur' (Mülheim a. d. R., 2. Aufl. 1806) ist im Anhange die ‚evangelische Perle' auszugsweise mitgetheilt.



